

# denkmal!moderne

Architektur der 60er Jahre  
Wiederentdeckung einer Epoche

# denkmal!moderne

Architektur der 60er Jahre  
Wiederentdeckung einer Epoche

Herausgegeben von  
Adrian von Buttlar  
Christoph Heuter

# Inhalt

<b>Geleitwort</b>	
<b>Wege ins Offene – Um Verständnis für die 60er Jahre bittend</b>	<b>6</b>
Wolfgang Pehnt	
<b>Gefährdete Nachkriegsmoderne – Eine Forschungs- und Vermittlungsaufgabe</b>	<b>14</b>
Adrian von Buttlar	
<b>Zu nahe dran?</b>	
<b>Bauten der 1960er Jahre als Herausforderung für die Denkmalpflege</b>	<b>28</b>
Christoph Heuter	
<b>Zwischen Liebe und Hass – Bauten von Arne Jacobsen in Deutschland</b>	<b>36</b>
Alexander Krauß   Kathrin Nessel	
<b>Von Kirche bis Kiosk – Denkmal-Inventarisierung im Rheinland</b>	<b>50</b>
Angelika Schyma	
<b>Der Wiederaufbau des Dresdner Stadtzentrums während der 1950er und 1960er Jahre.</b>	
<b>Urbane Muster der Nachkriegsmoderne in der DDR</b>	<b>64</b>
Thomas Topfstedt	
<b>Fertigteilästhetik – Die Entstehung eines eigenen Ausdrucks</b>	
<b>bei Bauten aus vorgefertigten Stahlbetonteilen</b>	<b>80</b>
Roman Hillmann	
<b>Versteckt in den Vororten –</b>	
<b>Die Einfamilienhäuser der Nachkriegsmoderne in Berlin</b>	<b>88</b>
Thomas Steigenberger	
<b>„Urbanität durch Dichte“ –</b>	
<b>Die neue Maxime im deutschen Städte- und Siedlungsbau der 1960er Jahre</b>	<b>106</b>
Steffen Krämer	
<b>Autorinnen und Autoren</b>	<b>116</b>
<b>Anmerkungen</b>	<b>118</b>
<b>Objekt- und Personenverzeichnis</b>	<b>134</b>
<b>Abbildungsnachweis</b>	<b>141</b>

Eigentlich hatte in den 60er Jahren alles besser werden sollen. Die Fehler der Wiederaufbauzeit waren erkannt und benannt. Der Baupolitik der Adenauer-Zeit mit ihrer Förderung des Eigenheims galt die Kritik der Fachleute, wenn auch nicht der Laien, denen nach wie vor das eigene Haus im Grünen als Lebensziel vor Augen stand. Dass der Flächenverbrauch der endlosen Streusiedlungen unvernünftig hoch war, dass die Infrastruktur der ausufernden Städte, vom Tiefbau und der Verkehrserschließung bis zu den sozialen Einrichtungen, immense Kosten verschlang, dass Vereinzelung und Vereinsamung gesellschaftlicher Gruppen, der Hausfrauen als „grüner Witwen“, der Alten und der Jungen am Stadtrand, sozial schädliche Folgen nach sich zogen, das alles konnte man in der Bundesrepublik und in anderen westlichen Industrieländern um 1960 der zeitgenössischen Fachliteratur und sogar der Tagespresse entnehmen. Kälte, Selektivität, Uniformität, Reißbrett-Ideologie, Desorientierung – das Sündenregister der Zeitgenossen war lang. Die „Große Landzerstörung“ beklagte der Deutsche Werkbund schon 1959 auf seiner Tagung in Marl. In der DDR schlug sich die wirkungsvollste Kritik in der Belletristik nieder, bei Brigitte Reimann, Stefan Heym und später Monika Maron.

Über die Probleme der zeitgenössischen Stadt beugten sich nun nicht mehr nur die zuständigen Planungsexperten, sondern eine Vielzahl von Vertretern bisher wenig planungsrelevanter Wissenschaftsdisziplinen: Wahrnehmungspsychologen wie Kevin Lynch, teilnehmende Beobachter der sozialen Prozesse wie die Architekturjournalistin Jane Jacobs und der Feldforscher Herbert Gans, deren Studien alsbald aus dem Amerikanischen ins Deutsche übersetzt wurden. Ethnologen und Verhaltensforscher wie Irenäus Eibl-Eiblsfeld mischten sich ein sowie Methodologen und Systemforscher wie Horst Rittel, Sozialpsychologen und Psychosomatiker wie Alexander Mitscherlich, der es auf sich nahm, sich im Planungsbeirat der Heidelberger Satellitenstadt Emmertsgrund auf die frustrierende Praxis einzulassen. Bei Informationsästhetikern wie Max Bense suchte man sich über das rechte Maß von Ordnung und Chaos, Erwartung und Überraschung, Stimulation oder Monotonie zu orientieren und kam zu dem vorhersehbaren Ergebnis, es müsse irgendwo in der Mitte liegen. Sogar ein Messwert wurde gefunden: 40 bis 80 Binärentscheidungen, aber besser noch 100 bit schienen ein zuträgliches Maß an optischer

Information zu sein, das der Mensch sich genehmigen durfte, ohne in seiner Wahrnehmung unter- oder überfordert zu sein.

Mit der Grundstücksspekulation hatte sich bereits die erste Nachkriegszeit, die das Heil im organisch gegliederten, naturnahen Siedlungsbau erblickte, kritisch auseinandergesetzt. Zu den Lieblingszitate der Kritiker und Reformer gehörte der Artikel 14 des Grundgesetzes mit seiner lapidaren Formulierung: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“ Einschränkungen der privaten Verfügungsgewalt über Grund und Boden durften seit Beginn der Großen und dann der sozialliberalen Koalition auch Minister und sogar Bundespräsidenten fordern. Gelegentlich riskierten Autoren, sich über die im Kalten Krieg vorgeschriebene *political correctness* hinwegzusetzen und einen Blick durch den Eisernen Vorhang zu riskieren. In der Gesetzgebung planwirtschaftlicher Anrainerstaaten und ihrer Rationalisierung des Bauens fanden sie, *horribile dictu*, theoretisch überdenkenswerte Anregungen, die freilich durch die realsozialistische Praxis widerlegt wurden. Dass im Westen die Besitzverhältnisse nicht so leicht zur Disposition gestellt werden konnten wie im Osten, hat der Bundesrepublik manche Stadtzerstörung erspart.

In die Diskussionen der 60er Jahre wurden neue Leitbilder eingebracht. Konjunktur hatten die Begriffe Dichte, Urbanität und Nutzungsmischung. Räumliche Dichte sollte geistige Dichte erzeugen. Wann das Wort von der Urbanität seine steile Karriere begann, ist an einem Datum festzumachen, an dem Deutschen Städtetag, der zu Beginn der neuen Dekade, 1960, in Augsburg stattfand. Der Schweizer Wirtschaftswissenschaftler Edgar Salin erinnerte an die *urbanitas* der antiken *Polis*, deren republikanisches Stadtbürgertum er als unwiderruflich verloren schilderte. In der öffentlichen Rezeption und Verarbeitung seines Vortrages wurde aus der Klage eine Forderung. Es war nicht das erste Mal, dass ein Missverständnis produktiv wurde. Tagungen trugen jetzt Titel wie *Gesellschaft durch Dichte* und beklagten die Trostlosigkeit der neuen Trabantsiedlungen wie die Verödung der Innenstädte. Die Baugesetzgebung folgte nach. 1962 wurde in der Bundesrepublik die Baunutzungsverordnung erlassen und bereits 1968 zugunsten einer höheren Ausnutzung der Grundstücke und einer Verflechtung der Nutzungen novelliert.



1



2



3

Architekten und Stadtplaner zogen Konsequenzen. Wenn in den 50er-Jahre-Siedlungen München-Haselberg/ oder Bremen-Neue Vahr (und ebenso in den ersten Bauabschnitten von Hoyerswerda oder Halle-Neustadt) niedrige Wohndichten und separate Funktionszuweisungen jedes städtische Leben von vornherein ausgeschlossen hatten, so sollten nun höhere Ausnutzungsziffern Überlagerungen und Überschneidungen im Gebrauch ermöglichen. Der große Baukomplex, der Läden und Werkstätten, Büros und Wohnungen in *einem* kompakten Bauwerk aufnahm, oder die offene, veränderbare Struktur von Stab-, Tafel- oder Raumzellen-Bauweisen waren Lösungsangebote. Wo Vieles in großer Nähe zusammengeführt wurde, so lautete die Hoffnung, würden sich auch die Kontakte vermehren, die Lebensvorgänge sich verflechten, die Stadt an Vitalität zurückgewinnen. „Sachlich begründete Mannigfaltigkeit“, mit dieser schönen Formel aus Joseph Stübbens damals 70 Jahre altem Handbuch-Aufsatz hätten die Kritiker ihre Forderungen überschreiben können.

Vorbilder – oft auch zweifelhafter Art – wurden in Gegenwart und Geschichte ausgemacht. Zeitgenössische Produkte waren die Entwürfe der Groupe d'Etudes d'Architecture Mobile (GEAM) um Yona Friedman, der Land und Meer mit seinen Raumgittern überziehen wollte. Der von ihm inspirierten Gruppe gehörten auch junge deutsche Architekten wie Rudolf Doernach, Günter Günschel, Werner Ruhbau oder Eckhard Schulze-Fielitz an. Le Corbusier hatte schon in den 30er Jahren mit seinen Hochstraßen-Bauwerken für Algier und Südamerika ein Denkbild entworfen, das an Aktualität gewann. In einer übergreifenden Primärkonstruktion sollte jedermann seinen eigenen Bau-Wünschen folgen können. Ein Anwesen im maurischen Stil wurde neben ein Schweizer Alpenhaus oder eine modernistische Villa à la Corbu in ein- und dasselbe Großregal gestellt. Ähnlich predigte in den Niederlanden Nicholas John Habraken in seiner Schrift *De Draggers en de Mensen* (1961) die Versöhnung von Norm und Willkür, von Gesetz und Zufall. Das Bleibende seien die tragenden, öffentlichen Strukturen, das Ephemere ihre privaten Auffüllungen. Dem Individuum sollte seine Nische innerhalb der Großform, der Massengesellschaft gesichert werden. Dass solche Megakonstrukte nicht nur in ihrer Gestalt, sondern auch in Organisation und Verwaltung eigene und noch stärkere Zwänge ausüben, blieb unberücksichtigt.



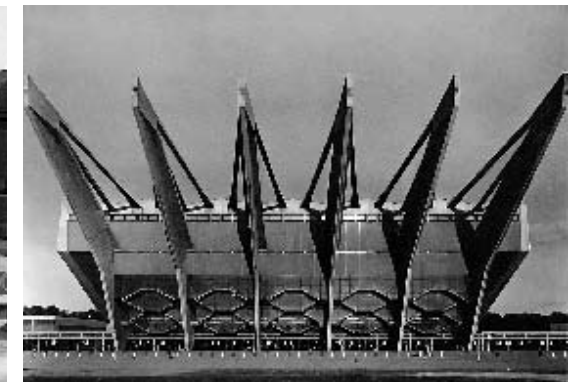
4

Als ein Instrument, der herrschenden städtebaulichen Misere entgegenzuwirken, wurde überraschenderweise die Kunst eingesetzt, deren öffentlichen Anspruch erst die Studentenrevolten Ende der 60er Jahre bestritten. Chancen erhielt nicht nur die Bildende Kunst, die mit starken Farben und signalartigen Großzeichen Baukomplexe und Stadträume besetzte, sondern auch die Kunst der Architektur. Die großen Wohnquartiere, die um Metropolen wie Berlin, Hamburg oder München entstanden und allesamt bald als abschreckende Krisenfälle erschienen, waren ursprünglich als Beispiele zurückgewonnener Stadtbaukunst gedacht. Das Märkische Viertel in Berlin griff mit großen, scheinbar frei sich organisierenden Bebauungsketten in ein vorhandenes Gebiet der Schrebergärten und Siedlerhäuschen ein. Einer seiner Urheber, Werner Düttmann, behauptete, er habe die Figur innerhalb von vier Wochen entwickelt. In Berlin-Gropiusstadt, Hamburg-Steilshoop und München-Neuperlach setzten die Planer große regelmäßige Figuren für Zentren und Straßenachsen ein, die den Quartieren nach innen integrierende und nach außen identifizierende Wirkung verleihen sollten. Die großen Plattenbausiedlungen in der DDR nahmen den gleichen Weg: von der Addition kranbahngerechter Zeilen zu gekrümmten Wohnschlangen, die dank des erweiterten Schwenkradius neuer Baukräne wirtschaftlich realisierbar wurden. Fußgängerzonen eroberten nach den Innenstädten nun auch die neuen Großquartiere.

In aller Zukunft würde es sich um das Habitat der Massengesellschaft handeln, das stand außer Frage. Der Wirtschaftssoziologe Jean Fourastié, eine europäische Koryphäe, prophezeite seinen deutschen Hörern anno 1967, in Westeuropa werde sich die Bevölkerungsdichte bis zum Jahre 2050 verdoppeln. Dass Städte nicht beständig wachsen, sondern auch schrumpfen können, hatte trotz aller historischen Exempel niemand vor Augen. Die von Auszehrung bedrohte und mühsam alimentierte Enklave West-Berlin galt als politisch bedingte Ausnahme und insofern nicht als Menetekel. Planerische Größenordnungen entsprachen den Erwartungen kontinuierlichen Wachstums. Jahr für Jahr wurden in der alten Bundesrepublik an die 500.000 Wohnungen hergestellt, in Siedlungen, die schließlich für 70 bis 80.000 Bewohner ausgelegt wurden. In der DDR stiegen die anvisierten Größen einzelner Wohngebiete sogar auf über 100.000 Menschen.



5



6

Groß war jetzt alles: der Zuschnitt der Planungsgebiete, das Bauvolumen der Einkaufszentren, Mehrzweckhallen, Großuniversitäten, Ferienanlagen für Massentourismus, die Mobilisierung der Maschinenparks, der Einsatz des Finanzierungskapitals und die Bauherrenorganisationen. Die gewerkschaftseigene Neue Heimat rühmte sich noch kurz vor ihrem unrühmlichen Ende, komplette Siedlungen, Universitäten und ganze Städte über mehr als 100 Beteiligungsgesellschaften in aller Welt zu verkaufen. Als Bauherr war sie für wahrhaft megalomane Projekte verantwortlich, vom unrealisierten Großbauwerk Alsterzentrum, das die Hamburger Vorstadt St. Georg ersetzen sollte, bis zum Aachener Großklinikum. Mit seinen 24 Türmen und elf Innenhöfen, von bunt gestrichenen Installationsröhren umlaufen, kam es auf deutschem Boden den Megaprojekten der Metabolisten in Tokio und der Archigram-Gruppe in London am nächsten. Allerdings war der Witz, mit dem vor allem die Angelsachsen *tongue-in-cheek* ihre wandernden Städte und den Weltraumstationen nacheifernden Vergnügungspaläste entwarfen, den deutschen Kollegen fremd. Hierzulande wurde mit ungeteiltem Ernst an der Verbesserung der unverbesserlichen Welt gearbeitet.

Wer architektonische Zeichen errichten wollte, die in der großen Menge und von der großen Menge wahrgenommen würden, musste auf eine entsprechende Ästhetik setzen. Sie wurde von einer Richtung geliefert, die sich in Großbritannien und in Italien ausgebildet hatte, dem Brutalismus. Gemeint war eine raue Ästhetik, die ihre Materialien und ihren Gebrauchszweck demonstrativ nach außen kehrte, „brutal ehrlich“ war. Angesichts der Sanierungsprobleme, die der oft und gern verwendete Sichtbeton – Le Corbusiers *béton brut* – aufgab, wurde dem Stiletikett bald der Charakter des brutal Hässlichen beigelegt.

Gewollt war aber eine Ästhetik größerer Sinnlichkeit. Die körnigen Oberflächen mit ihren Schalungsspuren sollten tastbar, die Formen in ihrer desolaten Umwelt durchsetzungsfähig sein. Gottfried Böhms Architekturskulpturen oder Walter M. Förderers betonierte Sakralberge waren Versuche, dem Bauen Bildhaftigkeit und Körperlichkeit abzugewinnen. Gegenüber allen Zumutungen der Außenwelt schlossen sie sich trotzig ab, verhießen jedoch Zuflucht in ihren Leibeshöhlen. Ihr Eigensinn bezeugte ein scheinbar un-

begrenzt Selbstervertrauen der Baukünstler. Oder entsprang ihr Pathos nicht doch der Unsicherheit dessen, dem die allzu große Last aufgebürdet war, das gestalterische Elend ringsum zu kompensieren?

Sogar eine zunehmend intensiver werdende Reflexion der Geschichte setzte ein, lange bevor die Postmoderne ihr Füllhorn architektonischer Zitate über die verdutzte Mitwelt ausschüttete. Diese Diskussion ist – wie so viele andere – zunächst anderswo geführt worden. Der italienische Architekturhistoriker Aldo Rossi, der später auch oft in Berlin baute, verwies in seiner 1966 erschienenen Untersuchung *L'architettura della città* auf die Bedeutung, die Monument und Typus für das Gedächtnis eines Ortes spielen: Gebaute Strukturen formen dauerhaft eine Stadt, auch wenn sie längst ihre Funktionen gewechselt haben. Bei den Nachfolgern der modernistischen Architektenorganisation CIAM, dem Team X, kam der konkrete Ort statt des abstrakten Raumes, kamen *Topos* und *genius loci* wieder ins Gesichtsfeld. Sogar ein ausgesprochen geschichtsbezogener Bau wie der Mailänder Torre Velasca des Teams BBPR geriet auf die Agenda. Bauen im Kontext setzte auch in Deutschland ein. Dieter Oesterlens Historisches Museum in Hannover oder Hardt-Waltherr Hämers Theater in Ingolstadt reagierten sensibler auf ihre lokale Nachbarschaft als bis dahin üblich.

Bis allerdings die Lektion historischer Städte, ihre Maßstäblichkeit, die Tauglichkeit alter Bebauungsformen wie des Häuserblocks, die Weiterverwendbarkeit vorhandener Bausubstanz in konkrete Planungen eingingen, bedurfte es noch vieler Jahre bürgerschaftlichen Widerstands. Bis die Innenstadt als Ort des Wohnens wiederentdeckt wurde, legten die Planierdrauen noch manches Erhaltenswerte nieder. Als das Städtebauförderungsgesetz 1971 in Kraft trat, bedeuteten Sanierung, Stadterneuerung und Stadtumbau, für die es eine gesetzliche Grundlage schuf, fast ausnahmslos großflächigen Abriss und Neubau. Erst recht blieben schonende Sanierungen wie die um Arkona- und Arnimplatz im Berliner Osten einsame Vorzeigeobjekte. Der „gesellschaftliche Auftraggeber“ übte womöglich stärkeren wirtschaftlichen Erfolgsdruck aus als die Wohnungsbauagenturen des kapitalistischen Westens.

Vielteiligkeit und Vielstimmigkeit sind nicht erst die Produkte nachmoderner Pluralität. Das siebte Jahrzehnt hat dem finnischen Magier Alvar Aalto erlaubt, in Deutschland eine Reihe seiner sensiblen, men-



7



8



9



10



schennahen Bauten zu errichten. Es wurde zur Dekade Hans Scharouns, für den endlich die Zeit seiner individuellen Kulturbauten anbrach. Wie große, exotische, aber Vertrauen erweckende Kreaturen lagern sie in der Stadtlandschaft. Intuitive Einfühlung war ebenso statthaft wie organisierende Rationalität. Mies van der Rohe konnte mit der Neuen Nationalgalerie in seiner alten Heimatstadt Berlin einen feierlichen Museumstempel verwirklichen, ein exemplarisches Stück absoluter Architektur. Das US-amerikanische Vorbild des vielgeschossigen Skelettbaus, den eine leichte, nicht tragende Vorhangsfassade umkleidet, wurde als Scheibe oder Turm oder in anderen regelhaften Strukturen von westdeutschen Architekturbüros und manchmal auch ostdeutschen Planungskollektiven übernommen. Und bei den Erfindern leichter Flächentragwerke, Frei Otto voran, ließ die Epoche auch das Gegenteil ihres vorherrschenden Gestaltungsideals zu, die Schwerelosigkeit von Schalen und Zelten, die scheinbare Improvisation. Temporäres Bauen, das leicht wieder rückgängig zu machen ist, sollte der Erde, die es überfängt, nicht beschwerlich werden.

Alles in allem hatten die 60er Jahre eine schlechte Presse. Es stimmt schon, was sie ihren Nachfolgern hinterließen, waren Sanierungsfälle, an denen mangelhafte Materialtechnologie, aggressive Luftschadstoffe, jahrzehntelange Vernachlässigung und soziale Fehlkalkulation gleiche Anteile hatten. Stadtzerstörungen zugunsten raumfressender Verkehrswege hinterließen Brachen, die noch heute schmerzen. Trotzdem, die geglückten Hervorbringungen der Epoche konnten damals als Wege ins Offene erscheinen. Ihre Urheber waren bestrebt, die Demokratisierung der Planung voranzutreiben, waren geprägt von den Veränderungen der Gesellschaft, die das Bauen begleiten oder vorwegnehmen wollte, beeindruckten in der Verve, mit der sie das Problem der numerischen Größe angingen. Die Künstlichkeit und Komplexität von *bigness* und die Chance, aus der Unpersönlichkeit gewaltiger Dimensionen eine neue Alchemie der Funktionen zu entwickeln, hat nicht erst Rem Koolhaas entdeckt.

Viele Fragen, die damals die Planergeneration beschäftigten, sind ungelöst geblieben: was Dichte und Mannigfaltigkeit fördert, wie Zersiedlung aufgehalten oder zumindest in eine akzeptable Lebensform umgesetzt werden kann, wie man knappe Ressourcen bewirtschaftet und mit der knappsten Ressource, dem Boden, umgeht. Manche Probleme scheinen sich erledigt zu haben – einfach dadurch, dass sie nicht mehr artikuliert werden. Bekümmert es heute ernsthaft jemanden, dass in der wiedervereinigten Bundesrepublik nach wie vor 100 Hektar Freifläche verloren gehen – täglich, nicht monatlich? Ist der unverdiente Planungsgewinn, der dem Privateigentümer durch Planungsleistungen der Allgemeinheit zufällt und dessen Abschöpfung einst heiß umstritten war, noch ein Thema? Die Rücksichtnahme auf Bewohnerinteressen hat viele Menschengruppen in Bewegung gesetzt, spontane Aktionen ausgelöst und neue Instrumente hervorgerufen, von der institutionalisierten Mitsprache bis zur sogenannten Anwaltsplanung. Interessiert das heute noch irgendwo und irgendwen?

Eine gerechtere Beurteilung der 60er Jahre ist angebracht, eine Glorifizierung nicht. Hybris, Geschäftemacherei, Gedankenfaulheit und Rücksichtslosigkeit waren verbreitet wie eh und je und schlugen angesichts der hohen Produktionszahlen noch stärker durch. Wege ins Offene konnten sich auch ins Ungefähre verflüchtigen. Ideologie der Dichte war Spekulanten hochwillkommen. Mit den nun erlaubten Geschossflächenzahlen stiegen die Renditen, die Grundeigentümer aus dem Boden zogen. Doch bei

denen, die nachdachten, wenn sie handelten, war bei aller Großmaßstäblichkeit ihrer Pläne auch erzwungene Selbstbescheidung im Spiel. Als Oswald Mathias Ungers 1963 an die Technische Universität Berlin berufen wurde, gab er in seiner Antrittsrede der Hoffnung Ausdruck, die heutige Architektur stehe erst am Anfang ihrer Möglichkeiten. Vier Jahre später riet er den Diplomanden, das Berufsbild vom allein selig machenden Gestalter über Bord zu werfen, da sie doch nur noch auf architektenfeindliche Baugesellschaften und nicht mehr auf verständnisvolle Bauherren rechnen könnten. Schon in Jahren der Vollbeschäftigung und der (nur vorübergehend eingetrübten) Wirtschaftskonjunktur zeichnete sich ein gravierender Wandel im Selbstverständnis des Berufs ab.

Vor sich sahen die Planer eine Zukunft, in der sich für Umweltverschmutzung wie Energieversorgung, für das explosive Bevölkerungswachstum in den Entwicklungsländern wie für die Verknappung von Nahrung und Trinkwasser keine plausiblen Lösungen anboten. Der erste Bericht des „Club of Rome“ und die Ölkrise von 1973 trieben ihnen die Reste jener Gewissheit aus, für jedes Problem werde sich eine gleichsam vorherbestimmte Technik der Bewältigung finden. Das Meiste lief ohnehin jenseits der Zuständigkeit vernünftiger Planung ab. Aus dem Baumeister als dem Hersteller der guten Ordnung, dem Abbild des Großen Baumeisters auf Erden oder doch mindestens dem Koordinator im Team war einer von vielen Mitwirkenden und Mitschuldigen geworden. Auf den Bauschildern musste man seinen Namen irgendwo weit unten suchen. Am ehesten blieb ihm die Kompetenz als Formenmacher erhalten. Damit hat sich die nachfolgende Generation, die der Postmodernen, überraschend schnell und gut gelaunt abgefunden. Aber den ernsthaften Architekten in den 60er und frühen 70er Jahren war es zu wenig, den Animateur, Imageberater und Anmutungsspezialisten zu spielen. Sie nahmen eine gewandelte Welt wahr und versuchten, auf sie zu reagieren.

**1** Wohngebiet Baumgarten am Südrand Karlsruhes (Wolfgang Hirsch, Rudolf Hoinkis, Martin Lanz, Paul Schütz, Dieter Stahl, ab 1963). Ansicht einer eingeschossigen Hauszeile von Nordosten. **2** Wohnhochhaus der Siedlung Bremen-Neue Vahr (Alvar Aalto 1958–62). Ansicht von Süden. **3** Terrassenhaus System 2000 (Arbeitsgruppe Jochen Brandt, entwickelt ab 1964). Modell. **4** Hausgruppe in Stetten im Remstal, Kernen-Stetten (Hans Kammerer, Walter Belz 1962). Hardtstraße 39–45. **5** Schullandheim Mönchhof, Kaiserbach-Mönchhof (Hans Kammerer, Walter Belz 1964, 1966/67). Ansicht des Schulhauses von Nordosten, links das Hauptgebäude. **6** Stadthalle in Bremen (Roland Rainer, Max Säume, Günter Hafemann, 1957, 1961–64). Ansicht von Südwesten. **7** Fabrikerweiterung Louis Leitz, Stuttgart (Hans C. Müller, Georg Heinrichs, 1962, 1. Bauabschnitt 1966/67). Detailansicht eines Turmpaares. **8** Bürgerhaus in Frankfurt/Main (Günter Bock 1958, 1960/61). Ansicht vom Richard-Weidlich-Platz (Nordwesten). **9** Rathaus in Bensberg, Bergisch Gladbach-Bensberg (Gottfried Böhm 1963, 1. Bauabschnitt 1964–69). Blick von Norden auf Bergfried und neuen Rathaustrurm. **10** Deutscher Pavillon auf der Weltausstellung in Montreal (Frei Otto, Rolf Gutbrod 1965–67). Ansicht von Westen; im Vordergrund das Auditorium, das von zwei Kuppelschalen aus Lattengittern überwölbt ist, rechts dahinter der Haupteingang.

## Gefährdete Nachkriegsmoderne – Eine Forschungs- und Vermittlungsaufgabe

Adrian von Buttlar

Kein Zweifel, die Bauten der Nachkriegsmoderne – jener drei Jahrzehnte des Wiederaufbaus nach dem Weltkrieg, der Teilung nicht nur Deutschlands, sondern Europas und der Welt in feindliche ideologische Lager und Machtblöcke, des Wirtschaftswunders und des Kalten Krieges, aber auch des Aufbruchs in die Freiheit oder in einen humanistisch erträumten Sozialismus – sind heute in Gefahr. Immer öfter sehen wir Abbrüche nicht nur durchschnittlicher Massenarchitektur, die im Prozess des Stadumbaues durch Neubauten ersetzt wird, sondern auch die Vernichtung oder Entstellung herausragender, sogar denkmalgeschützter Werke der Baukunst aus dieser Epoche. ▷ 1 Das gilt insbesondere für Bauzeugnisse der 1960er und 70er Jahre, deren Beseitigung noch in das Psychoschema des „Vatermordes“ passt, während die Bescheidenheit, Poesie und Eleganz der frühen 50er Jahre bereits ansatzweise von der Enkelgeneration wiederentdeckt wurden. Aber es geht nicht nur um Geschmackswandel.

Der rhetorische Untertitel unserer Sektion zum Denkmalschutz der Bauten der 1960er Jahre „Schon veraltet, aber noch nicht historisch?“<sup>1</sup> reizt die Freunde der Moderne zum provokativen Umkehrschluss: „Schon historisch, aber noch nicht veraltet!“ Denn haben sich die Architekturtrends seit dem Paradigmenwechsel zur Postmoderne und zum aktuellen Leitbild der „historischen europäischen Stadt“ in den 70er Jahren nicht in kurzen Abständen abgelöst und das Gestrige bereits zum geschichtlich Abgeschlossenen erklärt, während die Fragen nach nachhaltiger Gültigkeit, Brauchbarkeit, ästhetischer Qualität und gesellschaftlicher Bedeutung jener Bauten noch keineswegs abschließend beantwortet sind, vielmehr immer wieder neu gestellt werden müssen? Auch erscheint, was die dahinterliegenden Grundprinzipien angeht, Jürgen Habermas' These vom „unvollendeten Projekt“ der Moderne, die er der Verkündung des postmodernen Zeitalters entgegensetzte<sup>2</sup>, noch längst nicht widerlegt: Auf allen Ebenen wird gegenwärtig das Konfliktfeld zwischen den für gescheitert erklärten Ideologien und Utopien des 20. Jahrhunderts und den angeblich rein pragmatischen Werten des neoliberalen 21. Jahrhunderts neu ausgehandelt.

Der Unterschied zwischen der im zeitgenössischen Diskurs über Architektur, Stadt und Gesellschaft parteiergreifenden, nicht selten polemischen Kritik und einer retrospektiv in die zeitgeschichtlichen Perspektiven eindringenden und abwägenden wissenschaftlichen Erforschung und Wertung liegt auf der Hand – wenngleich auch letztere von erkenntnisleitenden Interessen und Motiven getragen wird und den Status völliger Objektivität nie erreichen kann. In diesem Prozess einer immerhin durch überprüfbare Prämissen und wissenschaftliche Methoden „geregelten“ Historisierung der Epoche entstehen neue, objektivierte Sichtweisen und mildere Urteile von Verstehen und Akzeptieren bis hin zu Faszination und Admiration für das Verdammte und Umstrittene.

Die alte, am Wiener Sezessionsgebäude 1898 eingemeißelte Maxime der Moderne: „Der Zeit ihre Kunst, der Kunst ihre Freiheit“ basiert auf der Überzeugung, dass es letztlich keine Epoche ohne Kreativität und schöpferische Leistung gibt, auch wenn sich die ideellen und materiellen Rahmenbedingungen dramatisch verändern. Die andauernde Umwertung der Werte macht auch vor der jüngsten Vergangenheit nicht halt und fordert nicht nur die praktischen Denkmalpfleger, sondern auch die für die Prozesse der Deutung und Evaluierung zuständigen Geisteswissenschaftler heraus. Im Zuge der Stadtkritik und des reziproken Aufschwungs der Denkmalpflege seit den 60er und 70er Jahren war das Kind mit dem Bade ausgeschüttet worden: Kämpften wir Ende der 60er Jahre als Kunstgeschichtsstudenten



1

1 Berlin, Abriss des Baudenkmals „Ahornblatt“ (Ulrich Müther u.a.). Foto Rolf Zöllner 2000. 2 Berlin, U-Bahn-Pavillon Fehrbelliner Platz nach der Sanierung 2007 (Rainer Gerhard Rümmler 1967/72). Foto Alfred Englert. 3 Berlin, IBM-Haus nach der Sanierung 2007 (Rolf Gutbrod 1960/61). Foto Alfred Englert.



in München noch für die Erhaltung der gerade erst wiederentdeckten Stuckfassaden des Historismus und Jugendstils, die damals mit dem Presslufthammer gewaltsam „modernisiert“ wurden,<sup>3</sup> so gilt es heute umgekehrt, qualitätvolle und charakteristische Bauzeugnisse der Nachkriegsmoderne einerseits vor der Rekonstruktionswut der Stadt- und Geschichtsverschönerer, andererseits vor dem glitzernden Hochhaus-Futurismus der Globalisierungsenthusiasten zu retten.

Zu einfach können wir es uns mit der überfälligen Revision jener von Heinrich Klotz vor 20 Jahren im Zuge der Stadtkritik postulierten *Revision der Moderne*<sup>4</sup> natürlich nicht machen – erwuchs diese, wie Wolfgang Pehnt in seinem Geleitwort noch einmal verdeutlicht, doch damals aus der Erkenntnis katastrophischer Entwicklungen wie dem extremen städtebaulichen Leitbild der entflochtenen Stadt und der monotonen und massenhaften Ausbreitung einer Architektur, die vielfach erhebliche soziale, städtebauliche und ästhetische Defizite aufwies. So entstanden Feindbilder wie das der autogerechten, aufgelockerten „Stadtlandschaft“ und im Gegenzug falsche Therapien wie die der kompromisslos verdichteten „Blockrandbebauung“, die – mit oder ohne Retrolook – zu einem vormodernen Begriff von Raum und Ordnung zurückkehrt.<sup>5</sup>

Aus dem historischen Abstand wirkt mancher Angeklagte in seiner starken, zeitgebundenen Charakteristik heute möglicherweise anders, besser, bedeutender und schöner als vor 40 Jahren. Es beginnt sich ein Bewusstsein der Einmaligkeit und Unersetzlichkeit solcher Bauten als Zeugnisse ihres unwiederholbaren, spezifischen historischen Ortes zu bilden. Allerdings ist dieses Bewusstsein im Kampf um höhere Renditen und neue Identitäten mit Sicherheit noch nicht mehrheitsfähig, es bedarf zum Überleben also des Minderheitenschutzes. Von wem und wie soll dieser gewährt werden?

An dieser Stelle verzahnt sich die Frage nach der Schutzwürdigkeit des jüngeren und jüngsten Architekturbes mit der Diskussion um die fortdauernde Legitimität des staatlichen Denkmalschutzauftrages überhaupt, die seit einem provokativen Gutachten für die Partei der Grünen über die „Entstaatlichung der Denkmalpflege“ im Jahr 2000 weiter schwelt.<sup>6</sup> Zwar war der Protest der Fachwelt fast unisono gegen den Vorschlag, die institutionalisierte Denkmalpflege als Errungenschaft des 19. Jahrhunderts über Bord zu werfen und im vollen Bewusstsein einkalkulierter Verluste und unwägbarer Risiken die Denkmalverantwortung an die nur punktuell engagierte „Zivilgesellschaft“ zurückzugeben; de facto aber werden die Denkmalämter zunehmend personell und finanziell ausgedünnt und die damals verkündeten Thesen irrluchtern noch immer durch die Denkmaldiskussion. Es lohnt sich deshalb, den antimodernen Katechismus hier noch einmal durchzudeklinieren: Sollen denn nicht nur geschützt werden, „was die Herzen erwärmt“?, lautete die erste rhetorische Frage. Gegenfrage: Um wessen Geschichte(n) geht es und wie viele Herzen müssen erwärmt werden, um den Schutzmechanismus auszulösen? Ist über Denkmalschutz und Denkmalpflege durch Plebiszit zu entscheiden? Muss nicht vielmehr der Denkmalpfleger zum „Avantgardisten“ werden und gerade das schützen und für künftige Generationen vorhalten, was heute (noch) zu wenige „Anwälte“ hat und vielleicht erst später oder nie Mehrheiten finden wird?<sup>7</sup>

Wiederbelebt wurde das antimoderne, fast 100 Jahre alte Vorurteil der Heimatschutzbewegung, moderne Bauten seien „ortlose“ Autisten, das heißt ohne Anschlussfähigkeit an vorhandene Strukturen und tradierte Bedeutungen, wozu sich zahllose positive Gegenbeweise anführen ließen. Sogar die bewuss-

te „Negation“ eines Ortes oder Vorgängerbaus in Form eines „Gegenbaus“ muss als Antwort auf Ort und Tradition ge- und bewertet werden.<sup>8</sup> Da reicht der bloße Augenschein nicht. Das kollektive Gedächtnis ist am Lesen solcher komplexen historischen Orte stets beteiligt und muss durch entsprechende Hilfsmittel und Kommentare immer wieder von Neuem programmiert werden.

Geradezu abenteuerlich, aber um so wirkmächtiger liest sich die Behauptung, die Moderne habe keine „Schönheit“ hervorgebracht und deshalb dürften nur Relikte des (verklärten) vorindustriellen Zeitalters unter Schutz gestellt werden, so als habe es in der Geschichte der Menschheit nie Auseinandersetzungen um die Frage absoluter und relativer ästhetischer Normen und um die wechselnden Kriterien von „Schönheit“ gegeben.<sup>9</sup> Innerhalb ihres eigenen ästhetischen Systems nimmt selbstverständlich auch die Moderne Schönheit für sich in Anspruch. Und nicht selten löst sie diesen Anspruch auch mit atemberaubender Wirkung ein. ▶ 2, 3

Eine weitere These behauptet: Weil die Moderne per definitionem gegen die Tradition und somit „geschichtsfeindlich“ sei, könne sie nicht im Namen der Geschichte erhalten werden.<sup>10</sup> Sogar zahlreiche Denkmalpfleger verübeln den Protagonisten der Nachkriegsmoderne den oftmals brutalen Umgang mit der historischen Substanz in der Wiederaufbauzeit, jener „zweiten Zerstörung“ der Städte, angesichts derer die primär ursächlichen Kriegsverluste und die ökonomischen Interessen kleingeredet werden. Die Geschichte des Abreißen zeigt darüber hinaus, dass *creative demolition* keineswegs nur ein Phänomen der Moderne ist.<sup>11</sup> Dem lässt sich also entgegenhalten, dass eine derartig moralisierende Verurteilung die Geschichtlichkeit der Architekturmoderne mit ihrem Diskurs verwechselt. Vielmehr müsste man die Moderne paradoxerweise als letzte Stufe des Historismus interpretieren, da sie ja den Traditionsbruch gegen die Stilarchitektur des 19. Jahrhunderts in erster Linie aus historischer Notwendigkeit begründete (neue ökonomische Rahmenbedingungen, Konstruktionen, Funktionen und Ideen erfordern zwingend neue Formen und ästhetische Gestaltungen) – ein Argumentationsstrang, der sich übrigens schon im 19. Jahrhundert bei dem „modernen“ Schinkel findet.<sup>12</sup>

Noch schwerer scheint auf den ersten Blick das Argument zu wiegen, dass die Architekturmoderne nicht nur antihistorisch, sondern, vom Prozess steter Veränderung ausgehend, auch zwangsläufig kurzlebig sei.<sup>13</sup> Gern werden dazu Äußerungen Egon Eiermanns zitiert, der seit den frühen 50er Jahren selbst bei Gebäuden auf Abriss plädierte, für deren Bewahrung im kulturellen Gedächtnis eine Fotodokumentation ausreiche.<sup>14</sup> Auch diese Äußerung ist freilich historisch zu relativieren: Das demonstrative *understatement* des Provisorischen, Transparenten und Transitorischen reagiert zum einen auf die tatsächlich oft primitiven und minderwertigen Werkstoffe der Nachkriegsbauwirtschaft, muss darüber hinaus aber vor allem als Reaktion auf den „1000-jährigen“ Monumentalismus der Planungen Adolf Hitlers und Albert Speers verstanden werden. Wer hätte nach 1945, im Jahrzehnt des Existenzialismus, schon wieder „Ewigkeitswert“ für seine Schöpfungen einfordern wollen? Auf dem Höhepunkt des Wirtschaftswunders in den späten 60er Jahren nahte jedoch das Ende der Bescheidenheit – es gab da kaum noch Zweifel an nachhaltigem Gestaltungswillen.<sup>15</sup>

Im Gegensatz zu den robusten, in traditioneller Bauweise errichteten Altbauten mit ihren üppigen Raumkontingenten sei die Nachkriegsmoderne in ihrer minimierten Substanz und strikten Funktionalität





2



3





4

4 Berlin, Haus Hardenberg („Kieperthaus“; Paul Schwebes) nach der Fertigstellung 1955/56 (Architekturmuseum der TU Berlin). 5 Berlin, Haus Hardenberg. Foto Alfred Englert nach der Sanierung durch Winkens Architekten, 2007.



6

6 Berlin, Haus des Lehrers und Kongresshalle (Hermann Henselmann u.a. 1961–64). Foto Bernhard Schurian nach der Sanierung 2007. 7 Berlin, Schimmelpfenghaus (Gustav Müller und Franz Heinrich Sobotka 1957/60). Foto Alfred Englert 2007.



5



7



schlichtweg nicht umnutzungs- und denkmaltauglich – so lautete der entsprechende Einwand gegen den Denkmalschutz der Moderne.<sup>16</sup> Wie Festigkeit (*firmitas*) und Funktionsgerechtigkeit (*utilitas*) – diese neben der ästhetischen Angemessenheit (*venustas*) fundamentalsten Kategorien Vitruvs – auch in den leichten und technisch hochgerüsteten Bauten des 20. Jahrhunderts langfristig garantiert werden können, stellt in der Tat eine Herausforderung dar. Dass das architektonische Erbe dieser Epoche in so gravierendem Maße gefährdet ist, liegt ja nicht zuletzt an den hohen Instandsetzungskosten nach oftmals jahrzehntelang unterlassener Bauunterhaltung, an den veränderten bauphysikalischen Normen oder Kontaminierungen durch mittlerweile verbotene Baustoffe sowie an den erheblich gesteigerten Ansprüchen an die technische Infrastruktur und an veränderte Funktionsabläufe und Bequemlichkeitsstandards. Dennoch beweisen zahlreiche gelungene Sanierungen und Modernisierungen, dass nicht nur die Erneuerung der Haustechnik und Klimatisierung, sondern auch der Ersatz maroder Vorhangfassaden sowohl technisch möglich als auch wirtschaftlich und denkmaltheoretisch vertretbar sind.<sup>17</sup> ▷ 4, 5, 6

Statistisch gesehen stellt der Denkmalschutz der Nachkriegsmoderne eine *quantité négligeable* dar, sein Anteil liegt in der Regel weit unter einem Prozent des Gesamtbaubestandes.<sup>18</sup> Aber genau um dieses knappe Hundertstel geht es; es gilt, gerade gegen massive Widerstände von Fakten untermauerte Argumentationen zu entwickeln. Erst in der kontroversen öffentlichen Debatte um die Erhaltung des Denkmals wird sein „Streitwert“ – die Tatsache, dass es eines Streites wert ist (Gabi Dolff-Bonekämper)<sup>19</sup> – konstituiert. Als Stolperstein und Denkanstoß erfüllt es bereits eine grundlegende Denkmalfunktion. Die Inwertsetzung eines Denkmals, die jeder materiellen Instandsetzung vorausgehen muss, ist Aufgabe nicht nur der amtlichen Denkmalpfleger vor Ort oder initiativer und engagierter Bürger, sondern insbesondere auch der Forschung und Lehre an den Hochschulen. Die architekturgeschichtliche Forschung zur Architektur der 50er bis 70er Jahre schreitet seit den 80er Jahren, als in Köln, im Rheinland, in Berlin und bald quer durch die Republik die ersten Unterschutzstellungen energisch vorangetrieben und publiziert worden sind, stetig voran.<sup>20</sup> Insbesondere die Tagungen und Publikationen des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz zu den 50er und 60er Jahren wirkten seit 1990 richtungsweisend.<sup>21</sup> Ausstellungen und Monografien zu den Protagonisten der Epoche, aber auch regionale Querschnitte und Überblickswerke entwerfen, gestützt auf die zunehmend akribische Auswertung der Nachlässe und Archivalien, ein immer differenzierteres Bild der sich in ihrer Entwicklung stark unterscheidenden Phasen der Nachkriegsmoderne in West und Ost. Dabei wird neuerdings auch der Anteil des Diskurses an Wahrnehmung und Wertung reflektiert, ganz abgesehen von stringenten Analysen der konservatorischen Problematik.<sup>22</sup>

Wie weit und aufgrund welcher Kriterien überhaupt sinnvolle Epochengrenzen gezogen werden können, welche übergreifenden Charakteristika, welche regionalen, gattungsbedingten oder baukonstruktiven Merkmale sich herausbilden, welche akademischen „Schulen“ welche besonderen Qualitäten hervorgebracht haben und welche internationalen Leitbilder und Orientierungen in Deutschland nachzuweisen sind, inwieweit noch genossenschaftliches, utopisches Pathos oder die Bauverwaltung oder blanker Zynismus der Bau- und Wohnungswirtschaft das Geschehen bestimmten – alle diese für die individuelle Denkmalselektion und -wertung unausweichlichen Fragen sind Teil des aktuellen wissen-

schaftlichen Diskurses. Idealerweise sollten die Entdeckung und Dokumentation der Bestände, die Evaluierung ihrer historischen und kunsthistorischen Bedeutung sowie ihrer ästhetisch-künstlerischen Qualitäten, ihrer sozialen Programmatik und ihres zukünftigen Nutzungspotenzials in einem interdisziplinären wissenschaftlichen Zugriff erfolgen. Geisteswissenschaftlichen Disziplinen wie Bau- und Kunstgeschichte sowie Stadt- und Sozialgeschichte kommen in diesem Evaluationsprozess Schlüssel-funktionen zu. Gerade die Kunstgeschichte besitzt durch ihre speziellen Methoden der Beschreibung und Inhaltsdeutung langjährige Erfahrungen, Architektur und ihre Rezeption im Sinne einer plastischen Bild- und Raumwissenschaft zu analysieren und aus ihrer sinnlichen Präsenz Wirkungsabsichten, Identitätskonstruktionen und Erinnerungsstrategien abzuleiten. Hier liegt unsere Chance, diese spezifische Fachkompetenz selbstbewusster und offensiver als bisher in den öffentlichen Architektur- und Denkmaldiskurs zu tragen und den bedrängten Kollegen in den Denkmalämtern, aber auch den verantwortlichen Politikern und dem breiten Publikum im schwierigen Prozess des Wertens Schützenhilfe zu leisten. Aber auch technische und naturwissenschaftliche Disziplinen wie Material-, Konstruktions- und Konservierungswissenschaften sowie Fragen der Planung und Ökonomie sollten heute von Anfang an in den Bewertungsprozess einbezogen werden, weil sich Denkmalschutz als Eingriff in den marktabhängigen Kreislauf von Produktion, Ge- und Verbrauch eines Bauwerks auch wirtschaftlich und planerisch rechtfertigen muss. Nachhaltigkeit erfährt im Denkmalschutz der Moderne eine spezifische, hoch qualifizierte Ausformung. Das im Aufbau begriffene, interdisziplinäre Forschungsprojekt am Schinkel-Zentrum für Architektur, Stadtforschung und Denkmalpflege der Technischen Universität Berlin unter dem Titel „Denkmal!Moderne“ will einen solchen polyperspektivischen und interdisziplinären Zugriff im Sinne einer Evaluierungssystematik entwickeln und erproben.<sup>23</sup>

Die wachsende Erkenntnis des Gegenstandsfeldes führt aber noch keineswegs zwangsläufig zu den richtigen Konsequenzen. Dass Denkmalpolitik immer wieder an der Inkonsequenz der Wertungen und an der Abwägung gegen andere, politische, ökonomische oder ideologische Interessen scheitert, unterstreicht nachdrücklich die Notwendigkeit, die gefährdeten Denkmalwerte nicht nur umfassend zu begründen, sondern auch offensiv und didaktisch in den öffentlichen und politischen Raum zu vermitteln und nicht zuletzt Widerstand gegen eklatante Fehlentscheidungen zu mobilisieren<sup>24</sup>: Skandalös beispielsweise, dass noch 2007 wider alle Vernunft das originelle Schimmelpfenghaus von Gustav Müller und Franz Heinrich Sobotka am Berliner Breitscheidplatz, dem symbolträchtigen Denkmalensemble der „City West“ aus den 50er und frühen 60er Jahren, das Egon Eiermanns Gedächtniskirche (1956/63) Rahmen, Raum und Maßstab vorgibt, von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung zum Abriss freigegeben wurde. ▷ 7 Das eingetragene Baudenkmal war im Jahr 1999 als Pfand für die Zustimmung der CDU zum „Planwerk Innenstadt“ des Stadtentwicklungssenators Peter Strieder und seines Staatssekretärs Hans Stimmann (SPD) zur Disposition gestellt und an einen Investor verkauft worden, der ab 2008 anstelle des Brückenhauses ein 130 Meter hohes Turmhochhaus (Atlas Tower) errichten will: Die Gedächtniskirche als Westberliner Wahrzeichen wird ohne Not marginalisiert und die bedeutende städtebauliche Komposition zerstört.<sup>25</sup> Das vom Gesetz für den Abriss zwingend vorgeschriebene „Allgemeininteresse“ besteht hier einzig in der erhofften ökonomischen Aufwertung des Areals durch eine





8

8 Berlin, Zentrum am Zoo/Bikinihaus (Paul Schwebes und Hans Schoszberger 1955–57). Foto Alfred Englert 2007. 9 Berlin, Zentrum am Zoo (Paul Schwebes und Hans Schoszberger)/Zoopalast (Gerhard Fritsche 1955–57). Foto Alfred Englert 2007.



10

10 Berlin, Palast der Republik (Heinz Graffunder u.a. 1974–76). Foto Gerhard Murza 1977. 11 Berlin, Staatsratsgebäude (Roland Korn, Hans-Erich Bogatzky u.a. 1962–64). Foto Bernhard Schurian 2007



9



11



vermeintliche städtebauliche „Verbesserung“ (Öffnung der Kantstraße). Auch das angrenzende Zentrum am Zoo von Paul Schwebes und Hans Schoszberger, eine der großartigsten Baugruppen der 50er Jahre, wird, wenn nicht noch ein Wunder geschieht, vom Investor gegen den Strich gebürstet. ▷ 8, 9 Das einzigartige Festspielkino „Zoopalast“ mit seinen 1200 Plätzen soll parzelliert und unterbaut, das legendäre Bikinihaus aufgestockt werden; die Kolonnaden seiner eleganten Ladenpassage verlieren die originale Schaufensterfront und werden auf Korridorbreite verengt, das Scheibenhaus am Bahnhof Zoo erhält ein mehrgeschossiges Eingangsportale, das die die ganze Gebäudegruppe quer zur ursprünglichen Erschließung durchstoßende neue Ladenpassage eröffnen soll; die überdachte Einkaufsmeile mit „Magnetmieter“ würde nach Entfernung der Treppentürme den dahinter liegenden Freiraum zum Zoologischen Garten vollends verschließen.<sup>26</sup>

Man fragt sich angesichts solcher zerstörerischen Formen des „Weiterbauens“ am dafür untauglichen, weil in sich vollendeten Objekt, warum nicht auch für Bauten des 20. Jahrhunderts jener vor über 500 Jahren vom großen Renaissancebaumeister formulierte, die Ganzheit einer künstlerischen Komposition respektierende „Alberti-Code“<sup>27</sup> gelten sollte, dem zufolge man nichts hinwegnehmen und nichts hinzufügen kann, ohne das Ganze zu beschädigen? Tatsächlich liegt die größte Chance der Denkmalerhaltung in diesem Falle in einer behutsamen Sanierung und Wiederherstellung des authentischen Zeitcharakters der 50er Jahre, der diesem Einkaufs-, Vergnügungs-, Büro- und Dienstleistungszentrum nachhaltige Anziehungskraft sichern würde.

Sind spektakuläre Abrisse wie die des ehemaligen Außenministeriums der DDR und des Palastes der Republik zwar städtebaulich begründbar, letztendlich aber Ergebnisse einer über ein Jahrzehnt auf den höchsten und niedersten Ebenen des Diskurses ausgefochtenen Geschichts- und Identitätspolitik,<sup>28</sup> ▷ 10 so drohen anderen hochrangigen Baudenkmalern Beschädigungen durch kontradiktorische Eingriffe in den künstlerischen Raum, in dem sie ihre Wirkung erst entfalten können. Das unvollendete, von Hans Scharoun und Ludwig Mies van der Rohe stadtdlandschaftlich konzipierte Berliner Kulturforum soll nach dem mittlerweile zum Baurecht mutierten „Masterplan“ Stimmanns durch die Rekonstruktion des vormodernen orthogonalen Stadtraums am Matthäikirchplatz von seinen vermeintlichen „Gebrechen“ geheilt werden, die doch in Wahrheit als freiheitliche Antwort auf die hierarchischen Raumordnungsgeboten der Diktaturen zu lesen sind.<sup>29</sup> ▷ 12

Vor dem ehemaligen Staatsratsgebäude, das nur mit Mühe vor dem Abriss gerettet wurde und heute als wichtiges Denkmal deutscher Geschichte beispielhaft umgenutzt und saniert ist ▷ 11, wird demnächst – ebenfalls unter Berufung auf die Rekonstruktion des „historischen“ Stadtgrundrisses – die Hauptverwaltung des Thyssenkonzerns errichtet werden.<sup>30</sup> Der die Baulinie des alten „Schlossplatzes“ nachzeichnende Neubau wird die Fassade mit der symbolträchtigen Achse des Stadtschlosses überschneiden bzw. verdecken – ein wohl nicht unwillkommener Effekt, wenn das Neubau-Schloss erst einmal steht.

Sind dies nur wenige spektakuläre und beispielhafte Fälle aus der deutschen Hauptstadt, so zeugen sie doch anschaulich von der Notwendigkeit, den im Zuge der Globalisierungsprozesse in allen Kulturstaaten geführten Diskurs über die Erhaltung der Werke der Baukunst und der charakteristischen

**12** Berlin, Kulturforum mit Staatsbibliothek, Neuer Nationalgalerie, Matthäi-Kirche, Museumskomplex und Philharmonie (1963ff.). Foto Alfred Englert 2007.



**12**

Geschichtszeugnisse systematisch auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts auszudehnen und zu popularisieren. Die Fülle der Ausstellungen und Veranstaltungen im „Moderne-Jahr 2007“, in dem der 100. Geburtstag des Deutschen Werkbundes und der 50. des Berliner Hansa-Viertels gefeiert werden, lassen hoffen, dass sich unter zunehmender Aufmerksamkeit der Medien die Prozesse der Aneignung und affektiven Besetzung des jüngsten baulichen Erbes vertiefen und beschleunigen. Dazu sollen auch die vorliegenden Beiträge zur Architektur und zum Denkmalschutz der 60er-Jahre-Bauten auf dem XXVIII. Deutschen Kunsthistorikertag beitragen, dessen Motto „Zeitgenossenschaft als Herausforderung“ unsere Motivation treffend beschreibt.

## Zu nahe dran? Bauten der 1960er Jahre als Herausforderung für die Denkmalpflege

Christoph Heuter

„Man muss nur lange genug im Amt sein, um die Bauten zu schützen, die man früher bekämpft hat.“

Hiltrud Kier, 1990

Das Zitat der ehemaligen Kölner Stadtkonservatorin Hiltrud Kier illustriert, wie sehr die Zeitgenossenschaft in der Denkmalpflege zur Herausforderung werden kann, die eigenen Standpunkte, in denen man es sich so bequem eingerichtet hat, immer wieder von Neuem zu überdenken. Und das Zitat macht deutlich, dass es ein ganz selbstverständlicher, zwangsläufiger Prozess ist, wenn nun die Bauten der 1960er Jahre von der Denkmalpflege in den Blick genommen werden.

In der Leitfrage „Veraltet, aber noch nicht historisch?“ die sich die Denkmalpflege-Sektion des Kunsthistorikertages 2005 gestellt hat, schwingt eine gewisse Unsicherheit mit, ob die Denkmalämter schon zuständig seien für die Bauten dieser Zeit – geschützt werden ja nach allgemeinem Verständnis „historische“ Bauten.

Dabei ist die gesetzliche Grundlage für die Eintragung von Bauten der 1960er Jahre als Denkmale in allen Bundesländern prinzipiell gegeben. Sieben Landesgesetze haben bei der Definition der Denkmale keine zeitliche Begrenzung vorgesehen, in fünf Ländern sind Denkmale als „Zeugnisse menschlicher Geschichte“ definiert,<sup>1</sup> nur in vier Ländern muss es sich um Objekte „aus vergangener Zeit“ handeln.<sup>2</sup> Besonders bei Letzteren behilft man sich mit der Definition einer „abgeschlossenen Epoche“; als Faustregel gelten 30 Jahre, also eine Generation. Eine Epoche wird im Allgemeinen als abgeschlossen bezeichnet, wenn sich das Baugeschehen in stilistischer und bautechnischer Hinsicht grundlegend geändert hat, und wenn Veränderungsdruck durch Umnutzung nicht nur Einzelbauten und Einzelphänomene, sondern gleich eine ganze Gruppe von Bauten gleicher Zeitstellung betrifft. Dieser Druck besteht für die Bauten der 1960er Jahre inzwischen in hohem Maße. Besondere Probleme bei Wärme-, Schall- und Brandschutz resultieren aus ihren typischen Eigenschaften: Probleme des Wärmeschutzes etwa bei Vorhangfassaden, des Brandschutzes bei großzügigen Erschließungen. Industriell gefertigte Materialien und Elemente sind nicht einfach nachzubilden, wenn es die Herstellerfirmen, Produktionsanlagen und Materialformeln nicht mehr gibt. Für die Abgrenzung der 60er-Jahre-Architektur sind zudem zwei zeitgeschichtliche Ereignisse zu nennen: Das Europäische Jahr des Denkmalschutzes 1975 markiert ein grundlegendes Umdenken und kann als Endpunkt der 60er-Jahre-Epoche in Architektur und Stadtplanung angesehen werden; nach der Ölkrise 1973 war die Fortschrittseuphorie der Wirtschaftswunderzeit verfliegen.

**Rechtsprechung und Denkmaltheorie** In der Praxis der Eintragungsverfahren und in der Rechtsprechung nimmt sich der Umgang mit den Bauten der 1960er Jahre recht uneinheitlich aus, dafür drei Beispiele:

**1. Urteil** 1991 lehnte das nordrhein-westfälische Städtebauministerium ab, den von Jörg Schlaich und Günter Mayr<sup>3</sup> entworfenen Seilnetz-Kühlturm des Thorium-Hochtemperaturreaktors in Hamm-Uentrop in die Denkmalliste einzutragen, weil er, keine 20 Jahre nach seiner Fertigstellung 1974, zu jung sei und weil er keine Nachfolge im Kraftwerksbau gefunden habe. Daraufhin wurde der hyperboloid geformte

Kühlturm abgerissen.<sup>4</sup> Die großartige Konstruktion mit einem zentralen Stahlbetonmast und daran aufgehängten Seilscharen, auf deren Innenseite eine Haut aus Aluminiumblechen angebracht war, gälte heute, wenn nicht zerstört, als wichtiges Beispiel für die damals hochaktuellen Seilnetz- und Flächen-tragwerke.<sup>5</sup> ▷ 2

**2. Urteil** 1997 negierte das Verwaltungsgericht Düsseldorf in einem beispielhaften Urteil, dass ein Denkmal aus einer zurückliegenden Zeit oder gar aus einer abgeschlossenen „historischen Epoche“ stammen müsse. Strittig war die Eintragung des 1968 nach Plänen von HPP erbauten Rank-Xerox-Verwaltungsgebäudes in Düsseldorf, bei dem drei von Glas- und Betonbändern geprägte hexagonale Trakte um einen zentralen Erschließungskern herum angeordnet sind; die Büroetagen steigen spiralförmig um den Kern herum an.<sup>6</sup> ▷ 3

**3. Urteil** Der Verwaltungsgerichtshof Mannheim korrigierte 2002 nach einer Berufung der Stadt Karlsruhe ein Verwaltungsgerichtsurteil aus dem Jahr 2000. Streitpunkt war die 1967 für die Bundesgartenschau Karlsruhe erbaute Mustersiedlung „Im Eichbäumle“ mit vier in der Höhe gestaffelten Typen flach gedeckter Einfamilienhäuser.<sup>7</sup> Ein Eigentümer wollte aufstocken, die Stadt Karlsruhe verweigerte die Baugenehmigung aus denkmalpflegerischen Gründen; der Eigentümer klagte und bekam vor dem Verwaltungsgericht zunächst recht – gegen die Fachgutachten des Landesdenkmalamtes und eines zusätzlich beauftragten Sachverständigen. Mehr noch, das Gericht zweifelte den Denkmalcharakter der Siedlung insgesamt an. Die Berufungsinstanz Verwaltungsgerichtshof dagegen ließ sich von den Fachgutachten, von einer Ortsbegehung und von einem Tagungsprotokoll aus der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger überzeugen: Die VdL-Arbeitsgruppe Inventarisierung hatte im Oktober 2000 bei der Frage nach der Bewertung von Wohnanlagen der 1960er und 70er Jahre die Siedlung „Im Eichbäumle“ als maßstabsetzend bezeichnet. Eine der Kernaussagen im Urteil des Verwaltungsgerichtshofes war: Das geringe Alter stehe der Denkmalwürdigkeit der Siedlung nicht entgegen. ▷ 1

Ganz selbstverständlich ist es für die Gerichte also nicht, die Zuständigkeit der Denkmalämter für derart junge Bauten und Epochen zu bejahen. Für die Denkmalpflege-theorie jedoch steht sie außer Frage. Nach der Ministerentscheidung, die zum Abriss des Kühlturms in Hamm-Uentrop am 10. September 1991 geführt hatte, relativierte der damalige westfälische Landeskonservator Eberhard Grunsky den Sinn des Begriffs der „historischen Epoche“, der ja auch vom nordrhein-westfälischen Gesetz nicht zwingend gefordert ist: Historische Distanz vermöge zwar zweifellos, zu klarer Erkenntnis und Interpretation zu verhelfen, andererseits aber sei das Wissen um den gesamten kulturellen Kontext nicht mehr selbstverständlich vertraut, sondern nur mühsam zu erschließen. Grunsky stellte mit Adorno fest, die vermeintliche Allgemeinverständlichkeit und Vertrautheit historischer Werke beruhe überwiegend auf Konvention.<sup>8</sup> Roland Günter bot schon 1970 an, „historisch nicht als Vergangenheit zu verstehen [...], sondern als Betrachtungsweise von Objekten unter entwicklungsgeschichtlichem Gesichtspunkt.“<sup>9</sup> Und Géza Hajós stellte 1982 fest, dass die Festlegung einer Zeitgrenze aus der Absicht heraus erfolge, sich das bauliche Erbe störungsfrei, das heißt ohne Interessenskonflikt mit der Gegenwart aneignen zu können.<sup>10</sup> Die „abgeschlossene Epoche“ solle die Aktualität von Denkmälern als Zeugnisse einer kritisierbaren Geschichte entschärfen.



**1** Karlsruhe, Siedlung Im Eichbäumle (Dorothea und Peter Haupt, Ernst Jung, alle Karlsruhe, 1967). Foto B. Hausner, um 2004. **2** Hamm-Uentrop, Thorium-Hochtemperaturreaktor (Jörg Schlaich und Günter Mayr im Büro Leonhardt & Andrä, Stuttgart 1973/74). Foto Erich Lubahn, September 1991. **3** Düsseldorf, Am Seestern; Rank-Xerox Verwaltungsgebäude (Hentrich, Petschnigg & Partner 1968-70). Foto Silvia-Margit Wolf, Dezember 2006. **4** Bonn, Hotel Bristol; Prinz-Albert-Straße 2/ Poppelsdorfer Allee (Ernst van Dorp, Bonn, 1972). Foto Heuter, Februar 2007. **5** Dorsten-Wulfen, Habiflex; Jägerstr. 1-40 (Gottlob und Klement, Gelsenkirchen, 1972). Foto Hedwig Nieland, März 2007.



1



2



4



3



5



**Bürgerbewegungen** Die Entscheidung „Denkmal ja oder nein“ muss aus akutem Handlungsdruck oft kurzfristig gefällt werden. Grundlagenarbeiten zur Architektur der 1960er Jahre liegen nur in Ansätzen vor,<sup>11</sup> Verluste an Bauten sind zu beklagen, bevor die Inventarisierung überhaupt eine Chance gehabt hat, deren Denkmalwert zu prüfen.<sup>12</sup> Das Eingangszitat von Hiltrud Kier gilt nicht allein für die Bauten der 60er Jahre, aber man bekommt den Eindruck, dass es vielleicht besonders für sie gilt. So liest man häufig, gerade bei den 60er-Jahre-Bauten seien die Spitzenwerke besonders früh in die Diskussion geraten und durch Abbruch oder Umbau gefährdet – oft gegen den Widerstand von Bürgerinitiativen, wie diese Auswahl verdeutlichen kann:<sup>13</sup>

- Das Olympiastadion München, 1967–72 von Günter Behnisch und Frei Otto erbaut, wurde von einer engagierten Bürgerinitiative gegen die Umbaupläne verteidigt und schließlich durch den Salto rückwärts seines Urhebers Behnisch gerettet;<sup>14</sup>
- bei der 2000 abgerissenen BEWAG-Verwaltung in Berlin, erbaut 1965 von Paul Baumgarten, haben die Landesdenkmalpfleger ihre Unsicherheit in der Bewertung öffentlich eingestanden;<sup>15</sup>
- ebenfalls im Jahr 2000 wurde das Restaurant „Ahornblatt“ in Berlin abgerissen, eine 1971 von Ulrich Mütter entworfene Betonschalenkonstruktion;<sup>16</sup>
- bedroht ist der Kulturpalast in Dresden, 1966 erbaut von einem Kollektiv um Wolfgang Hänsch;<sup>17</sup>
- der schleichenden Veränderung an der Ruhr-Uni in Bochum, 1962–67 von HPP erbaut, soll die derzeit betriebene Eintragung als Baudenkmal Einhalt gebieten;<sup>18</sup>
- 1995 wurde das Studienhaus von Bernhard Pfau in Düsseldorf von 1964 abgerissen;<sup>19</sup>
- das reformierte Gemeindezentrum in der 1962–68 von Schwagenscheidt und Sittmann erbauten Frankfurter Nordweststadt wurde 2005 abgebrochen.<sup>20</sup>

Andere Bauten der 1960er Jahre haben erhebliche Imageprobleme: Großsiedlungen in Ost und West und andere Megastrukturen gelten weithin als „unmenschlich“, wobei der Blick von außen meist viel negativer ist als die Einschätzung der dort Wohnenden. Der vom westfälischen Landesamt festgestellte Denkmalwert eines visionären Baues wie des 1972 in der Neuen Stadt Wulfen am Nordrand des Ruhrgebiets erbauten Habiflex wird selbst von seinem Erbauer Horst Klement als „Danaergeschenk für Betreiber und Bewohner“ bezeichnet.<sup>21</sup> ▷ 5 Das aus Fertigbauteilen errichtete Habiflex thematisiert Wandelbarkeit und freie Raumaufteilung: Je nach den Bedürfnissen der Nutzer sollten Wände versetzbar und Balkone zu öffnen oder zu schließen sein.

Das schlechte Image von Stadtplanungen und Großsiedlungen der 60er Jahre in Öffentlichkeit und Fachwelt rührt auch daher, dass man in dieser Zeit ungebremster Fortschrittsgläubigkeit rigoros mit historischen Strukturen umgegangen ist. Denkmalschutz formierte sich als Bürgerbewegung in der Reaktion hierauf, gestützt von Schlagworten wie der *Unwirtlichkeit unserer Städte* von Mitscherlich oder *Profitopolis* von Josef Lehmbruck.<sup>22</sup>

Prominenten bürgerschaftlichen Widerstand von Fachkollegen der Kunstgeschichte gab es in Bonn, der Stadt, die als provisorischer, doch zunehmend etablierter Regierungssitz besondere Anstrengungen unternahm, das provinzielle Gepräge zu überwinden. Für das Stadthaus und die Cassius-Bastei wurden ganze Straßenzüge des Historismus niedergelegt. Eine Bürgerinitiative, koordiniert von den späteren

Kunstgeschichtsprofessoren Horst Hallensleben, Justus Müller-Hofstede und Joachim Petsch, wandte sich 1974 vehement gegen die Neubaupläne des Deutschen Herold an der Poppelsdorfer Allee; man initiierte einen Aufruf mit 70 Uniprofessoren, darunter Günter Bandmann, Hugo Borger, Christoph Luitpold Frommel, Reiner Haussherr, Heinrich Lützel und Eduard Trier.<sup>23</sup> ▷ 6 Gemeinsam mit Landeskonservator Günther Borchers protestierte man gegen Abrisse und Neubauten wie das Hotel Bristol und die Erweiterung des Herold-Verwaltungsgebäudes, durch die die Poppelsdorfer Allee und die angrenzenden rückwärtigen Blocks der Bonner Südstadt ihre historische Struktur zu verlieren drohten. Hieran lässt sich eine notwendige Differenzierung in der Interpretation des Eingangszitates festmachen: Denkmalpflege bekämpft Neubauten nicht etwa aus nostalgischen oder geschmacklichen Gründen, sondern dann, wenn sie historisch gewachsene Strukturen zerstören oder Erscheinungsbilder von Denkmälern erheblich beeinträchtigen. Aus einigem historischen Abstand heraus kann sich durchaus die Feststellung ergeben, dass etwas Neues entstanden oder gewachsen ist, das seinerseits wiederum Denkmalcharakter aufweist.<sup>24</sup> Beim Hotel Bristol ist dies zweifelhaft, denn der Maßstabsbruch ist nach wie vor der primäre Eindruck – unabhängig von der Abwägung seiner architektonischen Qualität und einer Prüfung des originalen Zustandes. ▷ 4 Es ist sicherlich sinnvoll, wenn man eine deutliche Zeitspanne verstreichen lässt, bevor Denkmalschutz für derart umstrittene Bauten diskutiert wird. Aus dem zeitlichen Abstand heraus vermag man Dinge gelassener und distanzierter zu sehen, die Befangenheit hat sich gelöst. Auch mag die zeitliche Distanz helfen, die Wirkungsgeschichte von Bauten und damit ihre architekturhistorische und künstlerische Bedeutung klarer zu sehen. Aber dieses Argument provoziert die Gegenfrage: Ist ein Bau dann unbedeutend, wenn er keine Nachahmung gefunden hat? Am Beispiel des Kühlturms in Hamm-Uentrop kann man sich darüber freuen, dass es seither so wenig AKW-Neubauten gegeben hat, aber der Kühlturm ist als einzig realisiertes Beispiel seiner Art ebenso wenig von geringer Bedeutung wie das singuläre Verkehrsmittel der Wuppertaler Schwebebahn.

**Keine Berührungsangst!** Scheinbar ist recht rasch darüber Einigkeit zu erzielen, welches die Spitzenwerke sind. Sie tauchen in den Überblickswerken zur Architektur des 20. Jahrhunderts auf, sind in den Architekturzeitschriften publiziert. Wie für Bauten aus anderen Zeiten, so ist auch bei Bauten der 1960er Jahre ein Schutz gegen Widerstände dann leichter durchzusetzen, wenn ein berühmter Name genannt werden kann, siehe den Beitrag zu Arne Jacobsen in diesem Band. Doch ist die Publizität eines Baues als Gradmesser für seinen Denkmalwert nur bedingt tauglich: Zwar geraten publizierte Bauten leichter in den Blick der Inventarisierung, wird ihnen eher Bedeutung zugestanden und sie können auch vor Gericht als bedeutsam herausgestellt werden. Allerdings vermag mediale Präsenz zu täuschen, wenn sich Großbüros durch lancierte und finanzierte Besprechungen Publizität sichern, die der ästhetischen Qualität nicht unbedingt angemessen ist.

Problematischer ist der Umgang mit den „typischen“, den namenlosen Bauten, den Werken regionaler oder lokaler Bedeutung, die aussagekräftig für ihre Zeit sind, die ästhetisch jedoch kaum Anspruch erheben.<sup>25</sup> Thesenhaft lässt sich formulieren: Je weniger Zeit seit der Erbauung vergangen ist, desto mehr neigen Inventarisatoren der Denkmalpflegeämter in ihrer Beurteilung zu Architekturkritik.<sup>26</sup>



Die 1960er Jahre sind eine für die Denkmalpflege ganz selbstverständlich zu behandelnde Zeit; der Hilfsbegriff „abgeschlossene Epoche“ sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Grenzen über 1975 hinaus, besonders aber zurück in die 50er Jahre hinein fließend sind und man sich im Rückblick auf das Jahrhundert allmählich von der Unterteilung in Dezennien lösen dürfte. Doch für den gemeinsamen und überzeugenden Auftritt der Denkmalämter auf Bundesebene – das hat das Beispiel Eichbäumle gezeigt – ist es notwendig, den Ländern mit dem Zwang zur Definition einer „abgeschlossenen Epoche“ beiseite zu stehen.

Ein grundsätzliches Problem stellt Denkmalschutz für Bauten der 1960er Jahre nicht dar.



Alexander Krauß  
Kathrin Nessel

„Form als wesentliche Funktion, dieses schon lange bekannte Argument, wird bei architektonischen Anliegen von der Gesellschaft nur selten akzeptiert.“

Arne Jacobsen, 1969

Das kreative Potential von Zeugnissen der Nachkriegsmoderne bzw. Bauten der 1960er und 70er Jahre ist bisher vor allem von der Werbebranche erkannt und genutzt worden. Dies führte zumindest bei den qualitativ hochwertigen Produkten des zeitgenössischen Kunstgewerbes zu einer verstärkten Angebotsnachfrage und deutlichen Preissteigerung. Das genaue Gegenteil gilt jedoch noch immer für die baulichen Zeugnisse jener Zeit. So spiegeln die Bauten des bekannten dänischen Architekten Arne Jacobsen (1903–1971) in Hamburg und Mainz zahlreiche denkmalpflegerische Probleme wider, die für Bauten der 60er und 70er Jahre typisch sind. Im krassen Widerspruch zueinander stehen die liebevoll inszenierten Ausstellungen zum 100. Geburtstag des Architekten und die teilweise verbissene Ablehnung der Erhaltung seiner Bauwerke. Während Jacobsens Stühle und Lampen mittlerweile Designklassiker sind und zu horrenden Preisen feilgeboten werden, wird seine Raumkunst, trotz denkmalpflegerischer Intervention, zerstört und ästhetisch Feinsinniges banalisiert.<sup>1</sup> Statt der sorgsam entwickelten Instrumentarien des Denkmalschutzes schlagen Eigentümer freiwillige Verpflichtungen vor, die weniger die Gebäude als vielmehr die Interessen der Eigentümer schützen sollen.

**Das ehemalige Betriebsgebäude der „NOVO chemischen Industrie“ in Mainz** Das ehemalige Lager-, Verpackungs- und Verwaltungsgebäude der „NOVO chemischen Industrie“ (Kantstraße 2), einer Tochter des dänischen Pharmazieunternehmens NOVO Nordisk GmbH, zählt zu den späten Arbeiten des Architekten in Deutschland.<sup>2</sup> ▷ 3 1967 entwarf Jacobsen auf Wunsch des Geschäftsführers einen zeitlosen Gewerbebau in Form eines lang gestreckten quaderförmigen Baukörpers. Der klassische Stahlbetonskelettbau mit hellgrauer Vorhangfassade aus faserverstärktem Polyester besitzt in seinen beiden Geschossen je ein umlaufendes Fensterband mit vorgesetzten Verschattungslamellen. Im Erdgeschoss belichtet das Fensterband die Räume als Oberlicht, im ersten Obergeschoss verläuft es auf normaler Brüstungshöhe. Frei vor der Südfassade standen ursprünglich zwei Schornsteine. Sowohl Planung als auch Realisierung entstanden in enger Zusammenarbeit zwischen dem Bauherrn, dem Geschäftsführer der deutschen NOVO-Tochter, und Arne Jacobsen. Der Architekt besuchte nach Aussagen des Bauherrn mehrfach die Baustelle und überwachte sorgsam den Baufortschritt. Selbst der Farbton der Fassade wurde nach aufwendiger Bemusterung von Jacobsen festgelegt.<sup>3</sup>

Die Form des Baukörpers und die gerasterte Vorhangfassade des Mainzer Baus zeigen deutliche Bezüge zu den ebenfalls von Jacobsen gemeinsam mit Otto Weitling geplanten und zwischen 1966 und 1969 realisierten Produktionsgebäuden für die NOVO Industri A/S in Kopenhagen (Hillerodgade 42).<sup>4</sup> ▷ 1 Am Mainzer Bau ist die Weiterentwicklung des Formenrepertoires im Büro Jacobsens zu erkennen. Charakteristisch ist die feinsinnige baukünstlerische Detailausbildung des Gewerbebaus in der für Jacobsen typischen Qualität. Bis hin zur Innenausstattung (Türklinken, Deckenleuchten, etc.) wurden Objekte nach Entwürfen des Architekten integriert. Während der einspringende Winkel der Gebäudeecken auf das

Vorbild der Kopenhagener NOVO-Bauten zurückgreift, setzt Arne Jacobsen hier außerdem ein scheinbar fugenloses Fensterband im Kellergeschoss ein, das den Bau optisch schweben lässt.

Bis 1993 befand sich das Gebäude in der Kantstraße im Besitz der NOVO Nordisk GmbH. Doch bereits vor dem Verkauf erfolgten störende Veränderungen an dem Bau Jacobsens. Aufgrund einer inneren Umstrukturierung wurde der bauzeitliche Eingang um einige Meter nach Süden verschoben und dadurch die sorgsam durchdachte Proportion der Westfassade zerstört. Auch im Inneren wurde die repräsentative, mit Holzpaneelen und grünem Marmor ausgekleidete Lobby aufgegeben und verändert.<sup>5</sup> Im Rahmen dieser Umbaumaßnahmen wurden von der Gewerbeaufsicht die Büroräume im Erdgeschoss beanstandet, da diese nur mit einem Oberlicht ausgestattet waren und somit nicht der Arbeitstättenverordnung entsprachen. Gegen die Auflage größerer Fensteröffnungen wehrte sich die NOVO GmbH mit dem Argument, dass „das einheitliche Äußere des bekannten Gebäudes von Arne Jacobsen dadurch unwiederbringlich vernichtet würde“.<sup>6</sup>

Mit dem Verkauf des Gebäudes 1993 ließ das Verständnis für den architektonischen Entwurf Jacobsens nach. So wurden die beiden symbolhaft vor die Südseite des Gebäudes gesetzten Schlotte abgebrochen und durch ein an der Fassade hochgeführtes Edelstahlrohr ersetzt. ▷ 2 Auch die Anbringung verschiedener Werbeanlagen in der Folgezeit zeugt nicht von dem erforderlichen Feingefühl für die architektonische Qualität. Es gab damals auch erstmals Wünsche nach einer umfassenden Veränderung des Gebäudes, einer Umnutzung bzw. möglichen Aufstockung. Geplant wurde unter anderem die Öffnung eines zweiten Fensterbandes im Erdgeschoss. Die Frage nach dem Denkmalwert wurde jedoch von den Denkmalbehörden nur ausweichend beantwortet: Im Rahmen einer nötigen Inventarisierung der 1960er Jahre werde man den Bau berücksichtigen.<sup>7</sup>

Erst 1999 wurde die Unterschutzstellung vom Landesdenkmalamt beantragt. Das verwaltungsinterne Anhörungsverfahren verzögerte die Mitteilung an den Eigentümer jedoch bis 2002. Der Eigentümer, der die Immobilie möglichst optimal vermarkten möchte, kündigte seinen Widerspruch gegen die geplante Unterschutzstellung an. Man halte das Objekt „sowohl unter ästhetischen wie unter Praktikabilitäts Gesichtspunkten für wenig gelungen“. Man zeigte jedoch Bereitschaft zu einem gemeinsamen Gespräch, das die Umnutzungsmöglichkeiten eingrenzen soll.

Der Eigentümer plant derzeit (Herbst 2006), unter anderem wegen der unmittelbaren Nähe des Universitätscampus, die Umnutzung des Gebäudes zur Studentenwohnanlage. Die ersten Umgestaltungsentwürfe sahen jedoch einen sehr starken Eingriff in die innere Struktur des Bauwerkes sowie in die Außenhaut vor. Nach intensiven Verhandlungen liegt mittlerweile eine Planung vor, die eine Wiederherstellung der beiden Schlotte vor der Westfassade sowie die Rückversetzung des Eingangs an die ursprüngliche Stelle vorsieht. Im weiteren Planungsprozess wird es darum gehen, möglichst viel erhaltenswerte Originalsubstanz im Rahmen der Umnutzung im Inneren des Gebäudes zu halten. Zusätzlich wirft die Instandsetzung des Baus schwierige Fragen auf. So zeigen sich bereits nicht unerhebliche Schäden an den faserverstärkten Polyesterplatten der Fassade. Auch durch Wärme- und Brandschutz dürften im Rahmen einer Umnutzung erhebliche Probleme entstehen.<sup>8</sup> Durch den Kontakt zu einem Forschungsprojekt zur Kunststoffrestauration des Vitra Design Museums in Weil am Rhein besteht



1

1 Kopenhagen, ehem. NOVO-Industri (Arne Jacobsen & Otto Weitling 1966-69). Foto 2001. 2 Mainz, ehem. NOVO-Bau, Südwestecke (Arne Jacobsen 1967). Foto Nessel, März 2005. 3 Mainz, ehem. NOVO-Bau, Südostecke (Arne Jacobsen 1967). Zustand um 1975. 4 Rathaus Mainz, Jockel-Fuchs-Platz (Arne Jacobsen, Wettbewerb 1968, Bau 1970-73). Foto um 1974.



2



3



4



die Hoffnung, wertvolle Hinweise zu Reparatur und dauerhafter Sicherung der originalen Außenhaut zu erhalten.

**Rathaus Mainz** Kaum besser stellt sich aus denkmalpflegerischer Sicht die Situation des nach Plänen von Arne Jacobsen erbauten Mainzer Rathauses (Jockel-Fuchs-Platz) dar. Zwar steht für den Verwaltungssitz der Landeshauptstadt keine Umnutzung im Raum, doch es zeigen sich immer wieder Probleme beim Erhalt dieses bis ins kleinste Detail durchkonzipierten Gebäudes des dänischen Architekten. Der sechsgeschossige Verwaltungsbau zeigt im Grundriss die Form eines gesprengten Dreiecks, in das sich der Ratssaal als Keil hineindrängt. Der Baukörper wirkt besonders durch die Vorhangfassade aus Porsgrunner Marmor monolithisch und streng gegen die benachbarten historistischen Gebäude, die er weit überragt. Auffällig ist der kleine, fast schlupflochartige Eingang, den Jacobsen für seinen Bau gewählt hat.<sup>9</sup> ▷ 4.

Charakteristisch ist die relativ niedrige Deckenhöhe der einzelnen Geschosse, die durch den überhöhten Ratssaal und das Eingangsfoyer kontrastiert wird. Das Gebäude wurde nach einem im Sommer 1968 gewonnenen Wettbewerb von Jacobsen gemeinsam mit Otto Weitling bis hin zum Mobiliar als Gesamtkunstwerk durchgeplant und nach Jacobsens Tod 1971 von Dissing + Weitling bis 1973 vollendet. Besonders die subtile Farbigkeit der Materialien und die Details sind bis heute in weiten Teilen des Rathauses nachzuvollziehen.

Bis 2001 wurden nur kleinere Instandsetzungsmaßnahmen an dem prominenten Gebäude vorgenommen. Noch 1984 stellt sich der Baudezernent von Mainz, Prof. Dipl.-Ing. Kurt Schneider, in einer Publikation zum Mainzer Rathaus deutlich hinter den Bau und seine Qualitäten. Er kommt zu dem Schluss: „Es ist das Überzeugendste am Rathaus, dass es in hohem Maße Bestand hat. Es ist gerade seine Stärke, dass es frei von modischen Allüren sich aus innerer Zweckmäßigkeit entfaltet und dass Inhalt und Gestalt in eine Harmonie gebracht sind. Das Gebäude besticht heute wie am ersten Tag durch Schönheit, Harmonie, noble Haltung und Kompromisslosigkeit. Das Gebäude fordert Auseinandersetzung.“<sup>10</sup> Bereits 1999 war der Antrag auf Unterschutzstellung vom Landesamt für Denkmalpflege gestellt worden. Der formelle Verwaltungsakt zur Unterschutzstellung, wie er in Rheinland-Pfalz erforderlich ist, wurde erst im Jahr 2005 erlassen. Zuvor bestand lediglich eine verwaltungsinterne Verpflichtung, die Denkmalschutzbehörde an den Sanierungsmaßnahmen zu beteiligen.<sup>11</sup>

Als die geplante Unterschutzstellung des Rathauses zeitgleich mit den Feierlichkeiten zum Jacobsen-Jahr 2002 bekannt wurde, kochten in der Öffentlichkeit die Emotionen hoch. Während zahlreiche Spottbriefe und Karikaturen zum potentiellen Denkmal die Lokalmedien beherrschten, wurde von der Architektenkammer eine Plakette am Rathaus angebracht, die den großen dänischen Baukünstler würdigt. Trotz des Engagements von Denkmalbehörden und Architektenkammer sind Verluste an der Originalsubstanz zu beklagen. So wurden unter dem Vorwand der barrierefreien Umrüstung die mit Messing ausgeschlagenen bauzeitlichen Fahrkabinen der Aufzuganlagen im Seitenfoyer durch konventionelle Edelstahl-Glas-Varianten ersetzt. Sofern es sich um technische Notwendigkeiten handelte, konnte zwar mancher Kompromiss akzeptiert werden, doch die rein ästhetisch motivierte Überformung des bis 2002

noch original erhaltenen Kantineninterieurs führte nicht nur zum Verlust der durchdachten Farbigkeit, sondern zum Ersatz der Jacobsen-Hängelampen durch einfache Deckenstrahler. ▷ 5, 6 Die bis zu den grünen Tablett durchgestylte Kantine der 70er Jahre entsprach offensichtlich nicht mehr dem aktuellen Stilgefühl. Im Rechenschaftsbericht des Personalrates 2002 wurde das Denkmalamt schließlich auch für die widrigen Arbeitsumstände mancher Kollegen unter den „kotgrünen“ Decken im Rathaus verantwortlich gemacht, da nur in Teilbereichen ein Umstreichen der Originaldecken genehmigt werden konnte.

Neben der Innenausstattung stellt die verwitterte Fassade des Rathauses die Denkmalpflege vor große Probleme. Sowohl die Halterungen der Vorhangfassade als auch zahlreiche sich konvex verbiegende Fassadenplatten mussten bereits aus Gründen der Verkehrssicherheit verändert bzw. ausgewechselt werden. Während man dabei zuerst noch auf Austauschplatten zurückgreifen konnte, bemühte sich das Mainzer Hochbauamt bereits 1994 um passenden Ersatz für die Fassadenplatten. Eine günstige Quelle für die nicht mehr abgebaute Marmorart (mit geflinteter, das heißt mit Feuersplit geriebener Oberfläche) tat sich unerwartet auf. Man nahm Kontakt mit dem Eigentümer des ebenfalls von Jacobsen erbauten HEW-Gebäudes in Hamburg auf und ließ die dortigen Fassadenplatten von einem Mainzer Ingenieurbüro begutachten. Zu einem Verkauf der Hamburger Platten an Mainz kam es damals nicht, da man in Hamburg auf die geplante Unterschutzstellung des HEW-Baus verwies.<sup>12</sup> ▷ 9

Man mag hier nochmals an die Aussagen des Baudezernenten Schneider von 1984 anknüpfen: „Das Rathaus als Ganzes ist ein Kunstwerk, das empfindlich auf Änderungen reagiert, weil es in seiner Anspruchsfülle keine Spielräume lässt. Das verpflichtet zu Verantwortung gegenüber einem gelungenen Werk und zur Bereitschaft auf Verzicht.“<sup>13</sup>

**Das Verwaltungsgebäude der Hamburgischen Electricitäts-Werke (HEW)** Das Verwaltungsgebäude der Hamburgischen Electricitäts-Werke (HEW) mit Fernkälte- und Fernwärmeanschluss wurde in den Jahren 1965 bis 1969 nach Entwürfen der Architekten Arne Jacobsen und Otto Weitling ausgeführt. ▷ 8 Das Vierscheiben-Hochhaus befindet sich in dem Büroviertel City Nord, das Ende der 1950er Jahre geplant und bis Ende der 1970er Jahre mit zahlreichen Bürohaus-Solitären bebaut wurde. Im Sinne eines baukünstlerischen Gesamtkunstwerkes übernahm das Büro Jacobsen und Weitling auch beim HEW-Haus die Gestaltung der gesamten Inneneinrichtung und der Außenanlagen. Das monolithisch und zeitlos elegant anmutende Gebäude stellt eines der wichtigsten Bauwerke im Spätwerk Arne Jacobsens dar. Mit seiner skulpturalen Großform gehört es zu den baukünstlerischen Höhepunkten des 20. Jahrhunderts in Deutschland – ein moderner Klassiker, der im Gegensatz zu den Möbeln und Lampen von Arne Jacobsen nicht beliebig reproduziert werden kann. Bereits der Wettbewerbsentwurf wurde 1962 von der Stadt Hamburg prämiert, 1969 erhielt Jacobsen eine Auszeichnung von der Akademie der Freien Künste und 1970 wurde das HEW-Haus vom Senat der Stadt Hamburg als vorbildliches Gebäude gewürdigt.<sup>14</sup>

Bei dieser Ausgangssituation sollte eine gute Basis für eine Unterschutzstellung gegeben sein, aber weit gefehlt. Ein erster Versuch Mitte der 90er Jahre scheiterte allein daran, dass auch das gesamte bewegliche Mobiliar geschützt werden sollte – ein nachvollziehbarer Anspruch auf Vollständigkeit, der





5



6

5 Rathaus Mainz, Kantine. Zustand 1973. 6 Rathaus Mainz, Kantine. Foto Nessel 2005. 7 Hamburg City Nord, HEW-Verwaltungsgebäude, Garderobe; Reste der bauzeitlichen Möblierung von Arne Jacobsen. Foto Krauß 2004. 8 Hamburg City Nord, HEW-Verwaltungsgebäude, Ansicht von Nordwesten (Jacobsen & Weitling, Wettbewerb 1962, Bau 1965–1969). Foto Felix Borkenau 2004.



7



8





**9** Rathaus Mainz,  
Detail Fassade.  
Foto um 1974.

jedoch fast zwangsläufig von der Unternehmensführung abgelehnt wurde. ▷ 7 Aber ohne Mobiliar wollte das Denkmalschutzamt das Gebäude nicht unter Schutz stellen und das Verfahren wurde eingestellt. Ein zweiter Versuch zur Unterschutzstellung erfolgte im Jahre 2002: Das HEW-Verwaltungsgebäude sollte als Teil des Ensembles City Nord per Rechtsverordnung, die durch den Senat der Hansestadt zu beschließen gewesen wäre, in die Denkmalliste eingetragen werden. Diese Rechtsverordnung kam aufgrund des Einspruchs verschiedener Behörden als nicht mehrheitsfähig zu den Akten. Daraufhin beschloss das Denkmalschutzamt, das HEW-Gebäude zusammen mit fünf anderen Verwaltungsbauten aus der City Nord per Einzelunterschutzstellungsverfahren in die Denkmalliste einzutragen.

Aber die Zeiten hatten sich geändert. In Anbetracht der schwachen Position der staatlichen Denkmalpflege auf der einen Seite, der rasanten Veränderungen von Nutzungsanforderungen, der Auflösung von langjährigen Unternehmensstrukturen und des Überangebotes auf dem Hamburger Immobilienmarkt auf der anderen Seite hatten sich bereits im Vorfeld die Chancen auf eine erfolgreiche Unterschutzstellung stark verringert. Die Eigentümer befürchteten eine Beschneidung der Entscheidungsfreiheit bei der Nutzung und der Verwertung ihres Grundstücks, die aufgrund der allgemeinen wirtschaftlichen Lage und dem damit verbundenen Wettbewerbsdruck nicht akzeptiert werden konnte. Im Falle von HEW ist es der Wettbewerb zwischen den drei deutschen Standorten des schwedischen Unternehmens Vattenfall mit Sitz in Berlin, Cottbus und Hamburg. Der Denkmalschutz musste als vermeintlicher Standortnachteil mit allen Mitteln verhindert werden. Von den Eigentümern wurde ein Wertverlust von ca. 25 Prozent für die Immobilie allein durch den formalen Vollzug der Unterschutzstellung konstatiert. Das wurde meines Wissens bisher von niemandem nachgewiesen, aber immer wieder mit einer Vehemenz vorgebracht, die auf offene Ohren bei den politischen Entscheidungsträgern stieß. Der verkündete Wertverlust der Immobilie und die Androhung der Abwanderung des Unternehmens erzeugten politischen Druck und führten zur Anweisung, die Unterschutzstellung auf unbestimmte Zeit auszusetzen. Zur gleichen Zeit (im Mai 2003) wurde in den Hamburger Deichtorhallen feierlich die Arne-Jacobsen-Ausstellung eröffnet.

Anstelle der Unterschutzstellung einigten sich das Denkmalschutzamt und das Unternehmen HEW auf eine einseitige Verpflichtungserklärung, die beinhaltet, dass die Eigentümer bei geplanten baulichen Veränderungen Kontakt zum Denkmalschutzamt aufnehmen und sich beraten lassen. Bestandteil dieser Erklärung war eine mit den Methoden der Bauforschung erstellte Fotodokumentation, die den denkmalwerten Bestand erfasst und für beide Seiten klar benennt, denn 35 Jahre nach der Eröffnung des Gebäudes sind etliche bauliche Veränderungen erfolgt, die nicht für jeden auf den ersten Blick erkenntlich sind ▷ 10–12: die Verlegung des Haupteingangs, der Umbau des Foyers, der Kantine und des Gästerestaurants; die Neuordnung einiger Büroräume (Einzel-, Gruppen- und Großraumbüro); die Anpassung an Arbeits- und Brandschutzrichtlinien sowie die Erneuerung der Kalkstein-Giebfassaden mit „unechten“ Granitplatten – die Platten aus norwegischem Porsgrunn-Marmor (Kalkstein) wurden durch sogenannten „unechten“ Granit (Paragneis) aus Indien ersetzt. Dass eine derartige freiwillige Erklärung für den Erhalt eines Gebäudes nur sehr bedingt geeignet ist, zeigt das Beispiel des IBM-Gebäudes in Hamburg.





10



11

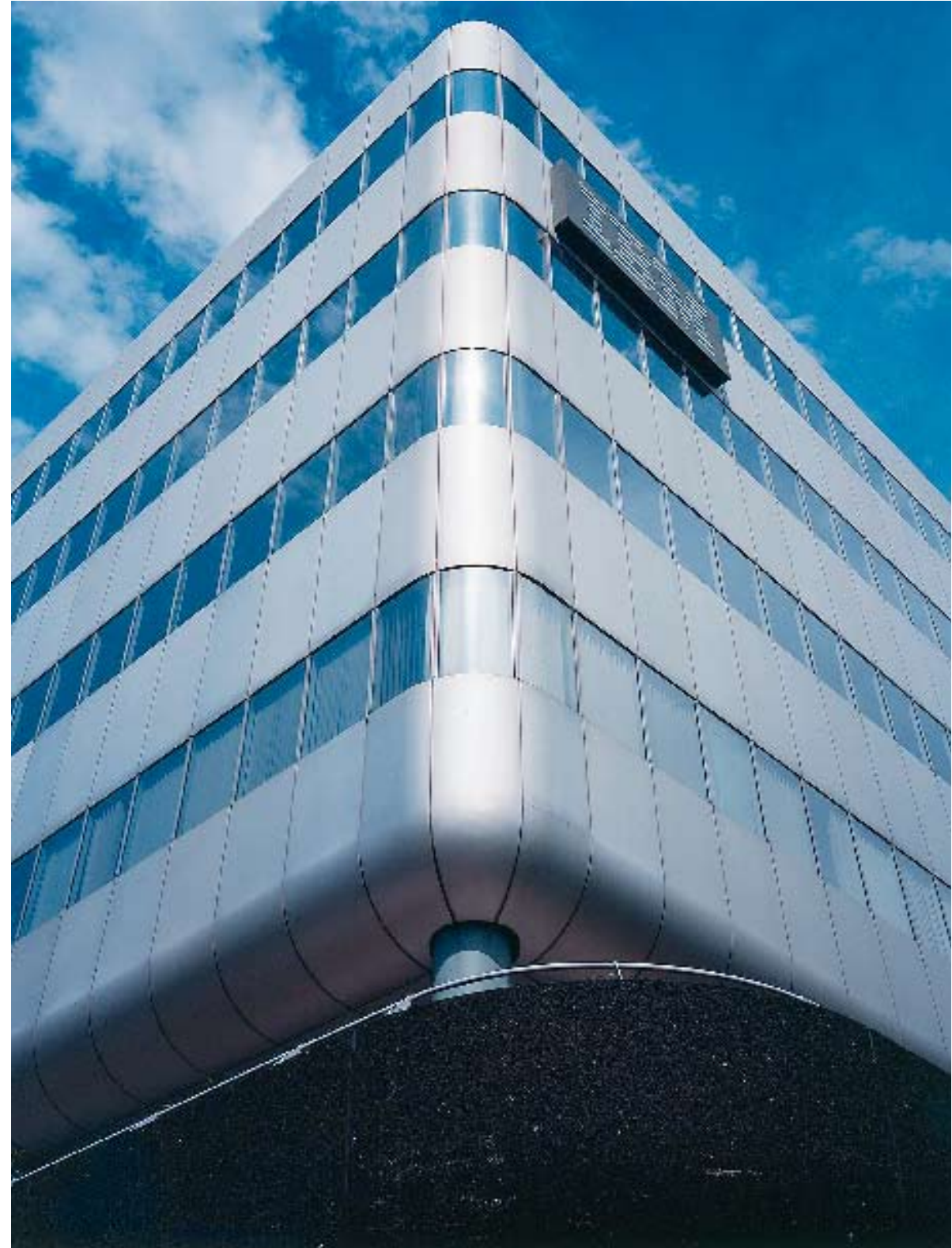


12

**10** Hamburg City Nord, HEW-Verwaltungsgebäude, Foyer. Zustand um 1970. **11** Hamburg City Nord, HEW-Verwaltungsgebäude, bauzeitlicher Schalterbereich im Foyer. Foto Krauß 2004. **12** Hamburg City Nord, HEW-Verwaltungsgebäude, Sitzgruppe im Foyer. Foto Krauß 2004. **13** Hamburg City Nord, IBM-Gebäude., Ansicht von Südwesten bei der Sanierung, Foto Krauß 2004. **14** Hamburg City Nord, IBM-Gebäude, Ansicht von Südwesten vor der Sanierung (Dissing & Weidling, Wettbewerb 1972, Bau 1975-77). Foto Felix Borkenau 2004.



13



14

Ein Jahr nach dem Tod von Arne Jacobsen – im Jahre 1972 – gewannen Hans Dissing und Otto Weitling den Wettbewerb für den Neubau eines Schulungs- und Rechenzentrums von IBM. ▷ 13, 14 Das Gebäude wurde 1977 eingeweiht und befindet sich ebenfalls in der Hamburger City Nord. Beide Architekten waren seit 1952 bzw. 1960 im Büro von Arne Jacobsen beschäftigt. Weitling leitete vor allem die Bauprojekte in Deutschland.<sup>15</sup> Nach dem Tod Jacobsens übernahmen Dissing und Weitling das Architekturbüro.

Das IBM-Haus zeigte High-Tech-Architekturdesign, das in seiner Perfektion bei der Fassadengestaltung an den Entwurf für das HEW-Gebäude anschließt. Die futuristisch anmutende Gestaltung und die technische Präzision in der Ausführung lassen den Bau zum Sinnbild für die Unternehmensphilosophie von IBM werden. Gleichzeitig markierte dieser Bau auch einen stilistischen Schlusspunkt im Architektur-Freiluftmuseum City Nord. Im Gegensatz zu Arne Jacobsen und dem HEW-Gebäude ist das Architekturbüro Dissing + Weitling ausschließlich in der Fachwelt bekannt und geschätzt, sodass trotz der Denkmal-Verpflichtungserklärung des Eigentümers das Ausweiden und der Umbau nicht verhindert werden konnten. Dass es sich bei dem IBM-Haus um einen nicht weniger bedeutenden und qualitätvollen Bau handelt, war den Verantwortlichen nicht zu vermitteln. Das Gebäude wurde ohne Weitergabe der Verpflichtungserklärung an den neuen Eigentümer verkauft, die Baugenehmigung für Abbruch und Umbau umgehend erteilt, sodass außer einer bauhistorischen Dokumentation, deren Kosten bereitwillig von den neuen Eigentümern übernommen wurden, keine weiteren Vorgaben durchsetzbar waren.

**Fazit** In der öffentlichen Meinung besitzen die denkmalwerten Bauten der 1960/70er Jahre eine geringe Akzeptanz. Dabei geht die Gefährdung weniger von den als überholt geltenden ästhetischen Normen aus. Vielmehr führen die unzeitgemäßen technischen Standards der Bauten (zum Beispiel hoher Energieverbrauch durch Klimaanlage, Asbest- und PCB-Belastung etc.) und die dadurch erforderlichen Sanierungen zu hohem Substanzverlust. Die als Solitäre mit großzügigen Freiflächen errichteten Gebäude aus den 1960/70er Jahren stehen häufig einer effizienteren Flächenbewirtschaftung im Wege. In der denkmalpflegerischen Praxis müssen Restaurierungs- und Reparaturkonzepte auf die modernen Baustoffe wie zum Beispiel Kunststoffteile und auf die Baudetails abgestimmt werden. Das Dilemma zwischen Erscheinungsbild und/oder Substanzerhalt bei Reparaturen bleibt unverändert bestehen.

Abschließend lassen sich drei Thesen formulieren:

Bauten der 1960/70er Jahre lassen sich mit dem bekannten Instrumentarium der Kunst- bzw. Architekturgeschichte erfassen und beurteilen. Der Erhalt und die Pflege der Gebäude sind theoretisch weder einfacher noch schwieriger als bei anderen Baudenkmalen. Als Denkmale erkannte Bauten der 1960/70er Jahre benötigen keinen denkmalpflegerischen Sonderstatus, es würde reichen, wenn die vorhandenen, vom Gesetzgeber vorgegebenen Möglichkeiten ungehindert ausgeschöpft werden könnten.

**Die Bauten der 1960er Jahre – schon veraltet, aber noch nicht historisch** Angesichts des stetigen Lamentierens über die angeblich zu große Zahl der denkmalgeschützten Objekte und der Überlastung der Denkmalpfleger stellt sich nicht nur der Laie die Frage: Warum jetzt auch noch die „60er“? – ganz abgesehen von der ästhetisch pejorativen Beurteilung der Zeitspanne und der allgemein mangelnden Akzeptanz.

Zur Beantwortung der Frage muss der Titel der Sektion des Kunsthistorikertages 2005 aus Sicht der Denkmalpflege sogar ein umzukehrender sein: „noch nicht veraltet – aber schon historisch“. Denn aus der Perspektive der Inventarisierung zählen Objekte aus den 1960er Jahren noch lange nicht zu den „alten Bauten“, wohl aber zu den architekturgeschichtlich schützenswerten. Kaum ins Blickfeld des Denkmalschutzes geraten, sind sie schon von Veränderung und Abriss bedroht. ▷ 2

In erneuter Variation des in der 60er-Jahre-Publikation des Nationalkomitees<sup>1</sup> bereits in „soviel Aufbruch war nie ...“ abgewandelten Zitats „soviel Anfang war nie ...“ könnte man die Zeitspanne der 60er Jahre auch überschreiben mit: „soviel Abbruch war nie!“, bezogen sowohl auf die Abbruchwut in den 60er Jahren selber als auch auf die heutige Behandlung der damals entstandenen Architektur. Wendet man auf die Bauten der 60er das Denkmalschutzgesetz von Nordrhein-Westfalen (DSchG NW) an, insbesondere die in § 2 bestimmte Definition des Denkmals, das „... bedeutend für die Geschichte des Menschen, für Städte und Siedlungen oder für die Entwicklung der Arbeits- und Produktionsverhältnisse ... [sein muss] und für dessen Erhaltung und Nutzung künstlerische, wissenschaftliche, volkskundliche oder städtebauliche Gründe vorliegen ...“; so fragt man sich: Wo ist das Problem?

Die Kriterien treffen auf alle Gattungen und Zeiträume gleichermaßen zu. Das DSchG NW kennt keine zeitliche Grenze und darin scheint das Problem zu liegen: in der Zeitgenossenschaft. Der mangelnde Alterswert und die Angst vor geschmäckerlichem, individuellem Urteil oder Vorurteil, vor Befangenheit machen den Umgang schwierig, da die Bauten teilweise jünger sind als der Gutachter selbst und oft nicht nur zum Zeitpunkt ihrer Entstehung als „hässlich oder brutal“ empfunden wurden; verurteilt nach dem Motto: Was damals hässlich oder rücksichtslos war, kann heute nicht Denkmal sein. Es ist aber in erster Linie das Geschichtszeugnis, das den Denkmalwert bestimmt. So sind im Rheinland Bauten der jüngsten Vergangenheit bereits unter Denkmalschutz gestellt oder beantragt, weil sie historisch – aber nicht nur – von Bedeutung sind, wie zum Beispiel der neue Plenarsaal von Günter Behnisch in Bonn, 1992 fertiggestellt, als letztes bauliches Zeugnis für die alte Bundesrepublik mit der Hauptstadt Bonn und als Tagungsort des ersten gemeinsamen Parlaments nach der Wiedervereinigung; oder das Klinikum in Aachen von Weber, Brandt & Partner, 1984 vollendet, aber schon 1969 begonnen – noch vor dem Centre Pompidou in Paris –, als Zeugnis der Architekturgeschichte, hier der Phase des High Tech. ▷ 1

Mit den Bauten der 60er Jahre schiebt sich aber die Kategorie des Ästhetischen in der Beurteilung des Denkmalwertes unmerklich in den Vordergrund. Je jünger, desto weniger Historie, also umso mehr Qualität und Originalzustand erwarten wir von den Denkmalen.

**Werte und Bewertungswandel** Will man sich unter Denkmalaspekten dem Dezennium nähern, so muss man sich zunächst immer noch mit dem Verdikt über das Architekturgeschehen der Zeit ausein-

andersetzen, dem sprachgewaltig, heftig und vernichtend Heinrich Klotz in seinem 1987 erschienenen Beitrag zur Architektur in dem Sammelband *Die Sechziger* Ausdruck verlieh: „Die Architektur der 60er Jahre lässt nicht zu, sie mit akademischer Distanz analysierend zu beschreiben, es sei denn mit den Begriffen der Pathologie“ (S.134) und weiter: „Die Geschichte der Architektur dieses Jahrzehnts ist das schlimmste Kapitel der neueren Baugeschichte.“<sup>2</sup>

Und nun kommt der Denkmalschutz daher und will die Zeugnisse der „muskelprotzenden Formakrobatik“ (Klotz) auch noch unter Schutz stellen! Der rigorosen Ablehnung der „Betonarchitektur“ in den 1970er und 80er Jahren im Nachgang zu der 68er-Bewegung folgte eine wohlwollendere Betrachtung erst seit den 90er Jahren.

Als Zeitgenossin muss ich meine Position immer wieder neu infrage stellen, glaube aber, inzwischen einen Beurteilungsmodus gefunden zu haben, weil ich den Wertewandel in der Beurteilung mit zeitlicher und „akademischer Distanz“ (Klotz) selber miterlebt habe. Was ich persönlich damals als brutal empfand, löst heute bei mir unter Umständen Denkmalverdacht aus. Obwohl mir der skeptische Blick eher eigen ist und man die Schelte von Klotz vielfach auch verstehen kann angesichts der vielen gebauten Belanglosigkeiten, will ich versuchen, den architekturhistorischen Blackout mit Beispielen aus der Inventarisationspraxis im Rheinland zu belegen, welche einerseits typisch für die 1960er und andererseits erhaltenswert sind.<sup>3</sup>

Wenn gegen die 60er Jahre so polemisiert wurde und immer noch wird, müssen sie sich von den 50ern unterscheiden. Um den Unterschied auf einen groben Nenner zu bringen: Nachdem die nötigsten Wiederaufbauten und Unterbringungen ausgeführt waren, zeigte sich in den 1960er Jahren eine neue Nachdenklichkeit. Die Unbeschwertheit (auch im Wortsinne) wich einer größeren Reflexion; der Leichtigkeit der 50er antwortet eine Schwere sowohl in Bezug auf Form als auch auf Gehalt. Wenn auch zuvor der neue Internationalismus in Glas- und Stahl-Hochbau verbreitet war, so wurde mit den 60ern doch ein höheres Maß an Internationalität gesucht. Der Austausch wurde „weltweiter“. Aus belangloser Beliebtheit wie der „Rasteritis“ wurde Originalität, der individuelle *eyecatcher* trat selbstbewusst, oft ohne Rücksicht auf die Umgebung hervor. Man kann polarisieren: laut reagierte auf leise. Der einheitlichen Unauffälligkeit antworteten die Kontraste, vor allem im Material. Dabei waren die Materialien selber nicht neu, ebenso wenig wie die Bauaufgaben neue waren – mit Ausnahme der Fernsehtürme, welche aber bereits in den 50er Jahren fußen. Dies kann nur eine Grobzeichnung sein, die eine im Alltag des Gebauten aber doch feststellbare Tendenz aufzeigt. Hier ist auch nicht der Raum, eine „Stil“-Definition auszuarbeiten oder die Dezennien zu atomisieren, sondern es sind schlicht die Kriterien der beiden Grundfragen der Inventarisierung aufzuführen: Was ist ein Baudenkmal und warum?

**Von Kirche bis Kiosk** Anders als oben beschrieben, in Bezug auf die Annäherung als Zeitgenossin an die moderne Architektur in zunächst ablehnender Weise, zeigt die Kirche Heilig Kreuz von Alexander von Branca in Bonn-Beuel sozusagen ein „reziprokes“ Beispiel: „Damals schon erkannt und heute noch aktuell.“ 1966–68 erbaut, fiel die Kirche bei der Listenaufnahme knapp zehn Jahre später, auch aufgrund ihrer damals isolierten Stellung im Gelände, als so ungewöhnlich auf, dass sie bereits 1974 mit





1



2

der Antragsliste an die Stadt zur Eintragung empfohlen wurde. Mit dem Heilig-Kreuz-Patrozinium, dem nomen-est-omen-Prinzip folgend, hat von Branca die Kirche auf einem abgewandelten griechischen Kreuzgrundriss als Zentralbau konzipiert. ▷ 3,6 Die Kreuzarme enden in fast fensterlosen raumhohen Konchen, flankiert von senkrechten Fensterstreifen und schmalen Wandscheiben. Die Ecken zwischen den Armen sind abgeschrägt, das Dach ist flach mit Oberlicht über dem in der Raummitte aufgestellten Altar. Der Betonbau ist mit Ziegeln verkleidet. So viel zum „Was“, nun das „Warum“: Was das Rheinische Amt für Denkmalpflege damals bewog, das Objekt überhaupt in seine Liste aufzunehmen, als die Nachkriegsarchitektur noch nicht ins Blickfeld des Denkmalschutzes geraten war, war die Wucht der Wirkung und „Präsenz“ des Baukörpers: das, was ich oben diffus als „Schwere“ als eines der Charakteristika der 60er Jahre benannte. Der Bau löste gleichsam eine Initialzündung aus, sich mit der Architektur genauer zu befassen, die sich hier mit ungeheurem Selbstbewusstsein am Rand einer dörflichen Struktur ohne Rücksicht und Maßstab wie eine „Trutzburg der Kreuzherren“ hinstellen wagte. Der Grundriss ist am sakralen Zentralbau orientiert, der um 1925, vor allem aber nach dem Zweiten Weltkrieg, wieder ins Blickfeld der Architekten geriet und gleichsam eine Renaissance der Renaissance erlebte, und zwar in beiden christlichen Konfessionen. Im katholischen Kirchenbau war diese Rückbesinnung durch die Richtlinien des II. Vatikanischen Konzils vorgegeben.

Mit dem Rückgriff auf den Zentralbautypus kommt der Bau einerseits traditionsbewusst daher, andererseits sprengt er durch die Wucht seiner Erscheinung das übliche Maß der Nachkriegskirchen. Der Zentralbau der 50er Jahre bemüht überwiegend die Metapher des Zeltes und zeichnet sich entsprechend durch Leichtigkeit in der Konstruktion aus. Hier haben wir es eher mit einer zentralen Festung zu tun. Die Bedeutung für den katholischen Kirchenbau erstreckt sich auch auf die Konzeption im Innern, wo mit der zentralen Anordnung des Altars die seit 1965 gültige Liturgiereform des II. Vatikanischen Konzils bereits umgesetzt wird. Schon der Heilig-Kreuz-Kirche in Weissenburg/Bayern von 1963/64 hat von Branca die Kreuzform – mit zentralem Altar – zugrunde gelegt und „auf das Geschehen der Liturgie hin gebaut“, damit die Liturgiereform quasi vorweggenommen, die in Bonn gefestigt wird. Die Kreuzform verweist hier naheliegend auf das Patrozinium und das benachbarte Kreuzherrenkloster. Die Idee wird formgebend. Im Material verbinden sich ebenfalls Tradition – in Form von Backstein – und Innovation – in Form des Betons, der vor allem im Innern wirksam wird, wo der Blick sich automatisch zum Oberlicht über dem Altar richtet, wo gewaltige Betonscheiben fast bedrohlich senkrecht hängen.

Ein Kirchenbau ganz anderer Art ist das Wallfahrtszentrum in Neviges von Gottfried Böhm, 1967 fertiggestellt, ein skulpturales Betongebirge bis in die Dachspitzen hinein. ▷ 5 Die überwiegend fensterlosen Wände, die konstruktiv und räumlich mit dem Dach eine Einheit bilden, verstärken den plastischen Eindruck. „Architektur als Bedeutungsträger“ kommt einem in den Sinn – oder auch *architecture parlante* oder, analog zur Musik, Programm-Architektur, wenn man die ansteigende Abgestuftheit betrachtet, gleichsam als Stadtabbreviatur auf die „Stadt Gottes auf dem Berge“ als Pilgerziel hinweisend. Von weitem assoziiert man ein großes Zelt, als Symbol der nicht sesshaften Pilgerschaft. Der marktartige Innenraum weist ebenfalls Stadtcharakter auf: Durch die Bodenpflasterung und die unterschiedlichen

Emporengeschosse mit Balkonen und Vorsprüngen erscheint der Raum wie eine Platzbebauung, die sparsame Bestuhlung lässt Raum zum Versammeln und Flanieren. Der Umfang des 1995 eingetragenen Denkmals umfasst die gesamte Pilgerstätte mit Pilgerhaus, Kindergarten, Platzgestaltung mit Betonmauern und Treppenanlage. Bedeutend ist die Pilgerstätte in doppelter Hinsicht: als religiöse und als architekturgeschichtliche Wallfahrtsstätte. Die Pilgerstätte kann als ein Gesamtkunstwerk der 60er Jahre betrachtet werden, in dem die einzelnen Elemente Teil „eines zusammengehörenden Entwurfs sind, der eine gemeinsame Idee, die naturgemäß in der Wallfahrtskirche gipfelt, verkörpert“ (Unterschutzstellungsbescheid). Künstlerische, architekturgeschichtliche, wallfahrtsgeschichtliche, ortsgeschichtliche und städtebauliche Gründe machen die Anlage von Neviges zum Denkmal. Böhm hat in vielen seiner Bauten den plastischen Umgang mit dem Baustoff Beton zum Höhepunkt getrieben, sodass er zu seinem Markenzeichen geworden ist. Erwähnt sei nur sein berühmtes Rathaus in Bensberg, in mehreren Bauabschnitten 1965–71 entstanden, das die alte Burg integriert und in dem sich die Wände des dominierenden Treppenhausturmes streifenförmig mit Glas- und Betonbändern geradezu in die Höhe schrauben, als bedeutendes Beispiel für den individuell gestalteten Verwaltungsbau und für Bauen in und mit dem Bestand. ▷ S.11, Abb. 4 Die folgenden Beispiele haben in der Annäherung – von der Ablehnung bis hin zum Denkmalschutz – sehr viel mehr Bauchschmerzen bereitet, eben wegen des als rücksichtslos empfundenen Bauens im Bestand.

Das Büro- und Atelierhaus von Ernst van Dorp im Talweg in Bonn wurde 1966/67 errichtet. Bedingt durch die schmale Parzelle innerhalb eines gründerzeitlichen Viertels (die Schmalseite hat eine Breite von nur ca. 5 Metern) war die Ausbreitung des Bauvolumens von vornherein eingeschränkt. ▷ 4 Der Baukörper ist dreigeschossig mit zurückgenommenem Erdgeschoss, Kolossalverglasung der beiden Obergeschosse und heraussprengendem Dachgeschoss mit Massivwänden und Dachterrasse. Die Straße wird überwiegend geprägt durch gründerzeitliche zwei- bis dreigeschossige Dreiachser.

Der Bau wirkt durch seine Gegensätze: durch die vom Beton ermöglichte, bewusst umgekehrte Ponderation – das Schwere zuoberst – und durch den Kontrast von großen Glasflächen und Betonscheiben. Insgesamt bietet sich eine offene, völlig ungeschminkte Konstruktions- und Materialästhetik, die dem Terminus des Brutalismus wie ein kleiner Schlüsselbau im Sinne von unverfälscht, ehrlich, ursprünglich gerecht wird. Das Bauen im Bestand ist hier unangepasst und selbstbewusst gelöst. „Der Rohbau ist der Fertigbau“, so eine Charakterisierung der Betonbauten der Zeit.<sup>4</sup>

Die Galerie Schmela, 1967–71 von Aldo van Eyck rückwärtig der Düsseldorfer Kunsthalle errichtet, zeigt sich dem Betrachter zunächst als grober Baukörper, der provoziert und nicht schmeicheln will. Er erschließt sich erst auf den zweiten Blick und vor allem erst von innen. Wie auch das vorherige Beispiel auf schmalem Altstadtgrundstück errichtet, entwickelt sich der Bau hinter der abweisenden Fassade in fünf Geschossen gestaffelt nach oben. ▷ 9 Als Galeriegebäude des bedeutenden Düsseldorfer Galeristen für moderne Kunst, Alfred Schmela, zeichnet sich der Bau „durch eine sehr strenge, auf archaische Architekturformen reduzierte Formensprache aus“ (Untere Denkmalbehörde Düsseldorf). Die verschiedenen Geschossebenen, Vor- und Rücksprünge, Loggia, Terrassen und Dachgarten durchdringen sich





3



4

3 Bonn, Kath. Pfarrkirche Hl. Kreuz (Alexander von Branca 1966/68). Foto Schyma 2007. 4 Bonn, Büro- und Atelierhaus Ernst van Dorp (Ernst van Dorp 1966/67). Foto Schyma 2007. 5 Velbert-Neviges, Wallfahrtszentrum St. Maria Königin des Friedens (Gottfried Böhm 1964/68). Foto Gregori 2006. 6 Bonn, Kath. Pfarrkirche Hl. Kreuz, Innenraum (Alexander von Branca 1966/68). Foto Schyma 2007.



5



6





7



8



9

**7** Bonn, Alexander von Humboldt-Stiftung (Erich Schneider-Wessling, 1965/66). Foto Schyma 2007. **8** Bonn, ehem. Belgische Botschaft (André und Jean Polak 1970/71). Foto Schyma 2007. **9** Düsseldorf, Galerie Schmela (Aldo van Eyck 1967/71). Foto Schyma 1999.

und werden von innen als sehr lebendig wahrgenommen. Außen wie innen bestimmen Betonziegelverblendungen die Struktur der Wände. Beton, Stahl und Marmor runden das Bild vornehmer Zurückhaltung ab. Es ist das einzige Werk des niederländischen Architekten Aldo van Eyck (1918–99) in Deutschland. Van Eyck gilt als bedeutender Vertreter des Strukturalismus und war als Mitherausgeber der Zeitschrift *Forum* um 1960 am radikalen Vorstoß der Architekten maßgeblich beteiligt, die in Opposition zum schönen Funktionalismus nach „Archeformen“ suchten und diese kompromisslos anwandten.

In die Kategorie des „zweiten Blicks“ gehört auch der Bau der ehemaligen Belgischen Botschaft in Bonn in einer überwiegend durch opulente Villen der Jahrhundertwende geprägten Seitenstraße zur Villa Hammerschmidt, dem Bundespräsidialamt gegenüber. ▷ 8 Nachdem unter dem Aspekt „Regierungsviertel“ die erste Erfassung des Gebietes erfolgt war, fiel bei der späteren separaten Beschäftigung mit den Botschaftsneubauten in Bonn ein Baukörper als ausgesprochener Fremdkörper in der Straße auf. Es sind die kontrastierenden Materialien des 1971 fertiggestellten Baus, die in ihrer klaren, strengen Anordnung den Blick auf sich ziehen. Wie bandartige Fesseln umspannen die in Brüstungshöhe einzeln vorgehängten Natursteinplatten die dahinter liegende Glashaut des Gebäudes. Den Gebäudekern bilden ein Stahlbetontreppenhaus, Aufzug und Sanitärräume. Die Büros sind mit nicht tragenden, variablen Wandelementen ausgestattet. Die Auswertung der Bauakten zeigte als verantwortliche Architekten André und Jean Polak aus Brüssel, die durch ihre Ausführung des Atomiums für die Weltausstellung in Brüssel 1958 nach dem Entwurf von André Waterkeyn bekannt geworden waren. Die Rücksichtslosigkeit im Straßenbild und im Materialkontrast erzeugt eine ungeheure Spannung.

Beim Wohnungsbau der 60er Jahre zeigen sich die unterschiedlichsten Formen von individueller Lösung bis hin zum vorgefertigten seriellen Bauen. Ein typischer Vertreter des Wohnhauses war der Bungalow mit großem Garten, Innenhöfen und oft raumhoher Verglasung, ursprünglich entwickelt aus dem eingeschossigen Sommerhaus der Kolonialarchitektur. Verwiesen sei hier auf den prominentesten aller Bungalows, den Kanzlerbungalow, von Sep Ruf in Bonn für Bundeskanzler Ludwig Erhard 1963 gebaut.

Ein Beispiel für das „Modulwesen“ als Grundelement von Megastrukturen stellt das Gästehaus der Humboldt-Stiftung in Bonn-Bad Godesberg von Erich Schneider-Wessling dar, 1965/66 erbaut. Aufgabe war es, 20 Wohnungen möglichst wenig störend in einem Villen- und Einfamilienhausviertel für internationale Gäste verschiedener Herkunft, Familiengröße und Bedürfnisse zu errichten. ▷ 7 Das Parterre, durchlässig auf Stützen gestellt, enthält die Gemeinschaftseinrichtungen, die, wie die vier Treppenhäuser, von Glaswänden gebildet werden und so die ungeheure Transparenz erreichen. Die einzelnen Wohnungen sind gestaffelt, einander ähnlich, aber nicht gleich, und bilden mit ihren variablen Größen und Grundrissen einen großen Wohnkomplex. Glas, Holz und Edelstahl zeigen sich in fast unverbrauchter, geradezu „strahlender Frische“. Formal und funktional erscheint der Bau fast vollkommen. Die Vision einer metabolistischen Perpetuierbarkeit zeigt sich in der Fotomontage des Architekten.<sup>5</sup> ▷ 10

Den Schritt vom Vielwohnungsbau zum Einzelhaus vermag das Beispiel von Richard Neutra (1892–1970) zu illustrieren, in dessen Büro in Los Angeles Schneider-Wessling übrigens von 1958–60 gearbeitet hat. Von den wenigen Bauten, die Neutra in Europa realisierte, stehen zwei im Rheinland, und zwar in Wuppertal – in einem der beiden ist Neutra auch 1970 gestorben. Haus Pescher wurde 1968–69 errichtet.



**10** Bonn, Alexander von Humboldt-Stiftung,  
Fotomontage als Vision des Architekten (Erich  
Schneider-Wessling, um 1965).

Typisch, nicht nur für Neutra, ist die massive Abgeschlossenheit zur Straße, mit der gartenseitig eine vollflächige Verglasung korrespondiert. Jedes seiner zahlreichen Häuser ist ein Individuum, das aus den örtlichen Gegebenheiten und den Lebensgewohnheiten der Auftraggeber entwickelt wurde. Charakteristisch ist der lang gestreckte, flach gedeckte Horizontalbau mit verschobenen Ebenen. „Hauptfront ist die Gartenseite, naturgemäß der besten Besonnungsmöglichkeit angepaßt. Ein Wasserbecken ..., seicht und mit dunklem Kiesboden, gibt hier Tag und abends Spiegelung von matt, mondweiß, angeleuchteter Pflanzung. Das Becken dient aber auch dazu, der Gesellschaftsterrasse ... Begrenzung zu geben, eine gewisse Abscheidung von dem Gartenteil, der den Schlafräumen ... vorgelagert ist. Bedeutende Dachüberstände geben ... Schattenschläge, die sich mit dem Sonnenstand dynamisch ändern und so dem Haus von Morgen bis Abend und durch die Jahreszeiten immer neue Lebendigkeit verleihen ...“<sup>6</sup>, so Neutra in seiner Beschreibung des Wuppertaler Hauses, die die Ineinanderverflochtenheit von Innen und Außen, Wohnen und Natur deutlich macht, wobei das Individuelle, das Funktionale und Ästhetische eine Symbiose eingehen. Dieses Haus ist bedeutend für die Entwicklung des Einfamilienwohnhauses nach dem Krieg und ein in Deutschland seltenes Beispiel für ein Haus eines der bedeutendsten Protagonisten des modernen Wohnbaus, insbesondere des Bungalows seit den 20er Jahren. Seit 2001 steht das Haus unter Denkmalschutz.

Ganz konträr hierzu verfolgt Wolfgang Döring – nicht nur im Wohnungsbau – das Prinzip eines Archeoder Prototyps, beliebig erweiterbar (wie das Gästehaus der Humboldt-Stiftung) und demontierbar, mit seinem vorgefertigten Holzfachwerkbau für den in Bonn lehrenden amerikanischen Atomphysiker Theo Mayer-Kuckuk in Bad Honnef von 1967. Ein außerhalb der Wände angeordnetes Tragskelett aus Ständern und Doppelzangenträgern bildet das Gerüst, das die gesamten Lasten aufnimmt. Die Aussteifung erfolgt in Längsrichtung durch Kreuzbänder aus Stahl und in Querrichtung durch Dreiecksscheiben an den Kreuzungspunkten von Ständer und Träger. Durch die schwarz-weiße Farbgebung wird das Gerüst besonders betont und auch als Gestaltungsmittel hervorgehoben. Im Haus nimmt der Wohnraum die ganze Breite ein und ist zur Hälfte über beide Geschosse geöffnet, zum Eingang aber nur durch ein Oberlichtband im Erdgeschoss belichtet, welches beidseitig das ganze Gebäude umläuft. Das als Prototyp eines neuartigen Systembaus gedachte Haus blieb Unikat. „Das Haus Meyer-Kuckuk ist sozusagen eine prototypische Realisation progressiver architektonischer Gedanken einer fortschrittlichen Zeit, ein hervorragendes architekturgeschichtliches Zeugnis der 60er Jahre ... Es ist zugleich eine Fortführung der heimischen Fachwerktradition wie auch der Anfangspunkt einer völlig neuartigen Architekturkonzeption im Fachwerkbau,“ so Jörg Schulze in seinem Gutachten zum Denkmalwert von 1992.<sup>7</sup>

Das Prinzip des sichtbar nach außen gelegten Tragwerks und die nach innen gezogene Außenwandverplattung werden hier erstmals bei einem Wohnhaus eingesetzt. Das Haus ist ein Beispiel für konstruktive Experimente, wie sie für die Zeit typisch waren, und auch für die serielle Herstellung, die das Haus als vorgefertigte „Wohnmaschine“ versteht. Die Ähnlichkeit mit Containerbauten lässt sich nicht verhehlen, zeigt jedoch hier durch die markante Gestaltung eine ästhetisch ansprechende Form.

Drei typische Arten aus den vielen Erscheinungsformen des Wohnungsbaus habe ich vorgestellt: den individuellen Bungalow, die gelungene Einbindung eines mehrgeschossigen Staffelbaus in eine ge-





wachsene Umgebung und das provokante serielle Beispiel im konventionellen Einfamilienhausviertel in Bad Honnef. Die Schwarz-Weiß-Kontraste von Haus Mayer-Kuckuk zeigen Verwandtschaft zur zeitgenössischen Kunst, Musik und Mode: geometrisierende Pop- und Op-Art, Kompositionen in Modulen und Clustern der seriellen Musik. Erinnert sei an den modischen Courrège-Look mit seinen großflächigen geometrisierten Schwarz-weiß-Mustern und Stoffen, wandelnden Kunstwerken gleich. „Mechanisch“, „industriell“ sind die Schlagworte, mit denen die Forderung nach Unpersönlichkeit, Cluster oder Raster als allgemein verständliche Grundelemente einer Standardisierung auch in die Künste übergreift. So nimmt es nicht wunder, dass sich auch ein Künstler wie Victor Vasarely über die Leinwand hinaus architektonische Bildträger zunutze machte, um auch „außen“ wirksam zu werden. Das Gebäude des Juridicum in Bonn ist inzwischen für die Denkmalliste vorgeschlagen. Vom Staatshochbauamt 1963–67 errichtet, galt der Bau nach Fertigstellung als einer der vorbildlichsten Bauten der Universität. Das Mosaik von Vasarely aus schwarz-weiß emaillierten Aluminiumplatten wurde 1969 am Hörsaalbau zur Adenauerallee hin angebracht.

Auch die moderne Plastik und Kunst im öffentlichen Raum hält Einzug in die Denkmallisten. Die medienwirksam gewordene Figur „Large Two Forms“ (1967) von Henry Moore, unter Helmut Schmidt vor dem Bonner Kanzleramt aufgestellt, wurde 2001 in die Denkmalliste eingetragen – vorab als Einzeldenkmal, nicht zuletzt, um einen drohenden Abtransport nach Berlin zu verhindern, da die Figur hier in Bonn als authentisches Zeugnis und Repräsentationssymbol der ehemaligen Bundeshauptstadt seinen Standort beibehalten muss. Die Skulptur steht auch für einen Abschnitt bundesrepublikanischer Kulturpolitik und das erstarkte Selbstbewusstsein des Landes, dergestalt, dass mit der Plastik, wenn ursprünglich auch nicht in politisch-repräsentativer Absicht entstanden, hier doch „Staat gemacht“ werden sollte.

Zum Schluss, wie im Titel angekündigt, ein Beispiel von Alltagsarchitektur: der 1960 vor dem Godesberger Bahnhof in Bonn errichtete Pavillon. Die Bauaufgabe „Kiosk“ scheint zumindest im Rheinland baulich seit Ende der 50er Jahre weitgehend gesättigt zu sein in seiner Form als Solitär, als „Büddchen“ oder in einen größeren Baukörper integriert. Somit, obwohl der „Kiosk an sich“ immer noch populär ist, stellt dieses womöglich eines der letzten und jüngsten Beispiele dar. Funktionslos ausladend will der Pavillon auf sich aufmerksam machen, dem Ankömmling Orientierung bieten. Mit viel Wandscheibe und Glas ist das Objekt mehr Form als Funktion. So orientiert es sich auch eher am Pavillonbau eines Mies van der Rohe denn an der einfachen Alltagsarchitektur von Imbissbuden, auch „urbane Anarchisten“ genannt.<sup>8</sup> ▷ 11

Der Beitrag konnte nur einen Bruchteil dessen vorstellen, was an Objekten vorhanden und was erhaltenswert ist aus dem Zeitraum unserer Zeitgenossenschaft, konnte die daraus resultierenden Schwierigkeiten für ihre Beurteilung nur andeuten. Für DenkmalschützerInnen gilt, sich aus der persönlichen „Befangenheit“ zu lösen, um das Erhaltenswerte vom Banalen der Eintagsarchitektur unterscheiden zu können und um es vor dem Verschwinden zu bewahren.



11

**11** Bonn-Bad Godesberg, Bahnhofspavillon  
(Hochbauamt Bad Godesberg 1960).  
Foto Schyma 2005.

## Der Wiederaufbau des Dresdner Stadtzentrums während der 1950er und 1960er Jahre. Urbane Muster der Nachkriegsmoderne in der DDR

Thomas Topfstedt

In der Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945 wurde die bis dahin von größeren Luftangriffen verschont gebliebene Dresdner Altstadt durch massierte Flächenbombardements zerstört. Ein weiterer anglo-amerikanischer Angriff, dem unter anderem weite Bereiche der rechtselbisch gelegenen Inneren Neustadt zum Opfer fielen, folgte noch wenige Wochen vor Kriegsende im März 1945. Danach war das weltberühmte, von der Baukultur des Barock und des 19. Jahrhunderts geprägte historische Stadtbild Dresdens fast vollständig ausgelöscht und nur noch eine gespenstische Ruinenlandschaft. So gewaltig war das Ausmaß der Vernichtung, dass vorübergehend sogar erwogen wurde, ob es nicht besser sei, den Standort der Stadt einfach aufzugeben und sie an anderer Stelle neu zu errichten. Solche Vorstellungen, die es übrigens auch für Berlin gab, wurden aber rasch wieder aufgegeben. Stattdessen setzte in Dresden wie in vielen anderen kriegszerstörten deutschen Städten schon bald nach Kriegsende eine intensive Planungs- und Wettbewerbstätigkeit zur Vorbereitung des Wiederaufbaus ein. Das Spektrum dieser ersten Aufbauplanungen war breit. Es reichte von Arbeiten, welche auf eine radikale Erneuerung der städtischen Strukturen abzielten, bis hin zu Bestrebungen, im Zuge des Wiederaufbaus weitgehend an die überkommenen historischen Strukturen der Städte anzuknüpfen.<sup>1</sup>

Der erste umfassend angelegte Plan zum Wiederaufbau Dresdens entstand bereits 1945/46 unter der Leitung des schon in den 30er Jahren als Leiter des Dresdner Stadtplanungsamtes die Dresdner Stadtentwicklungsplanung maßgeblich mitgestaltenden Herbert Conert. Vom März 1945 bis zu seinem Tode im Juni 1946 war er als amtierender Stadtbaurat tätig und plädierte leidenschaftlich dafür, dass ungeachtet einer modernen, die Bedürfnisse der Zukunft berücksichtigenden Verkehrsplanung und einer zeitgemäßen Baugestaltung beim Wiederaufbau der Dresdner Innenstadt von der „Wahrung der barocken Haltung, des Maßstabes in diesen Straßen- und Platzräumen, der durch die Baudenkmale gegebenen Grundlinie“<sup>2</sup> ausgegangen werden müsse. Im Gegensatz dazu legte Hanns Hopp<sup>3</sup> bereits im Frühjahr 1946 mit seinem in enger Anlehnung an Le Corbusiers utopische Stadtvisionen der 20er Jahre entwickelten Konzept einen die historischen Strukturen des Dresdner Stadtzentrums geradezu ignorierenden Neubauvorschlag vor. ▷ 2 Danach waren von den stadtbildprägenden Baudenkmalen nur noch der Zwinger, die Semperoper und das Schloss für einen späteren Wiederaufbau vorgesehen. Auf der von Juni bis Oktober 1946 veranstalteten Ausstellung *Das neue Dresden* stellte Hopp dann eine modifizierte Fassung vor, die im Bereich der Altstadt um den Altmarkt eine Blockrandbebauung auswies, ansonsten aber auf den durch Flächenbombardement verwüsteten innerstädtischen Arealen die gleiche weiträumig offene Bebauungsstruktur aus kreuzförmigen Punkthochhäusern und mäanderartig angeordneten Scheibenhochhäusern zeigte. Diesem unter den damaligen Verhältnissen ohnehin undurchführbaren Projekt stand die Fachwelt wie auch die Dresdner Bürgerschaft mehrheitlich ablehnend gegenüber. Am gleichen Vorhaben einer radikalen städtebaulichen Neuordnung scheitern sollte auch Mart Stam, der bereits 1946 durch die sächsische Landesregierung zur Mitwirkung am Aufbau Dresdens eingeladen worden war.<sup>4</sup> Im März 1948 war er von Amsterdam in die Elbestadt gekommen. Er wurde zum kommissarischen Direktor der Dresdner Kunstakademie berufen und sollte die von verschiedenen, miteinander konkurrierenden Arbeitsgruppen getragene Dresdner Aufbauplanung koordinieren. Im August 1949 stellte er seinen eigenen, durch rigorose Überformung des alten Stadt-

gefüges gekennzeichneten Wiederaufbauplan vor. ▷ 1 Mart Stams kompromissloses, sich aus jeder historischen Bindung lösendes Konzept ging sogar über Hanns Hopps Intentionen hinaus, indem er auch den Altmarkt, das Schloss und das Opernhaus aus dem Stadtbild tilgen wollte.

Die zahlreichen, zwischen 1945 und 1951 entwickelten Dresdner Aufbauplanungen ▷ 4 wurden nicht realisiert, wohl aber im Zuge der Entrümmerung seit den späten 40er Jahren viele ruinöse, durch die Denkmalpflege als wiederaufbaufähig eingestufte Baudenkmale abgerissen.<sup>5</sup> Damit war die große *Tabula Rasa* für einen ab 1950 zentral gelenkten planmäßigen Wiederaufbau in Dresden bereitet, mochte er im Grundkonzept dezidiert modern sein oder der stalinistischen Doktrin einer angeblich die Werte des nationalen baulichen Erbes respektierenden Architektur und Stadtbaukunst folgen.<sup>6</sup>

Nach mehreren, von der Suche nach dem endgültigen Standort des zentralen Dresdner Fest- und Demonstrationsplatzes geprägten Vorplanungen und Wettbewerben wurde 1953–56 das Altmarkt-Ensemble errichtet. Es entstand im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes (NAW) zeitgleich mit der Langen Straße in Rostock, der Wilhelm-Pieck-Allee in Magdeburg und dem Rossplatz-Ensemble in Leipzig. Obwohl seine damals konzipierte Bebauung nur teilweise ausgeführt und das als neue Stadtdominante an der Platznordseite geplante Turmhochhaus nicht realisiert worden ist, entsprach der neu konturierte Altmarkt den damals in ihn gesetzten politischen Erwartungen. Mit seiner Anlage sollte die historische Stadtmitte Dresdens räumlich überformt und neu definiert werden. Zu diesem Zweck wurde die Platzfläche von ursprünglich 1,3 auf 3,4 Hektar aufgeweitet, um fortan als zentraler Festplatz der Stadt und Ort der großen, in den politischen Jahreskalender fest eingeschriebenen Ständemonstrationen zu fungieren. Der dazugehörige, an der Nordseite des Altmarktes vorbeiführende Straßenzug war die ehemalige, in Ernst-Thälmann-Straße umbenannte Wilsdruffer Straße. Sie wurde zwischen Pirnaischem Platz und Postplatz als innerstädtische Ost-West-Magistrale ausgebaut und ebenfalls wesentlich verbreitert, um die sogenannten Fließdemonstrationen aufnehmen zu können. Nach dem gleichen Muster, allerdings den jeweiligen örtlichen Verhältnissen angepasst, erhielten während der ersten Hälfte der 50er Jahre auch die Stadtzentren einiger anderer Aufbaustädte in der DDR solche Zentralen Ensembles, die weniger den Anforderungen des Autoverkehrs als vielmehr den Ritualen der Großdemonstrationen entsprechend großräumig ausgebildet worden sind.<sup>7</sup>

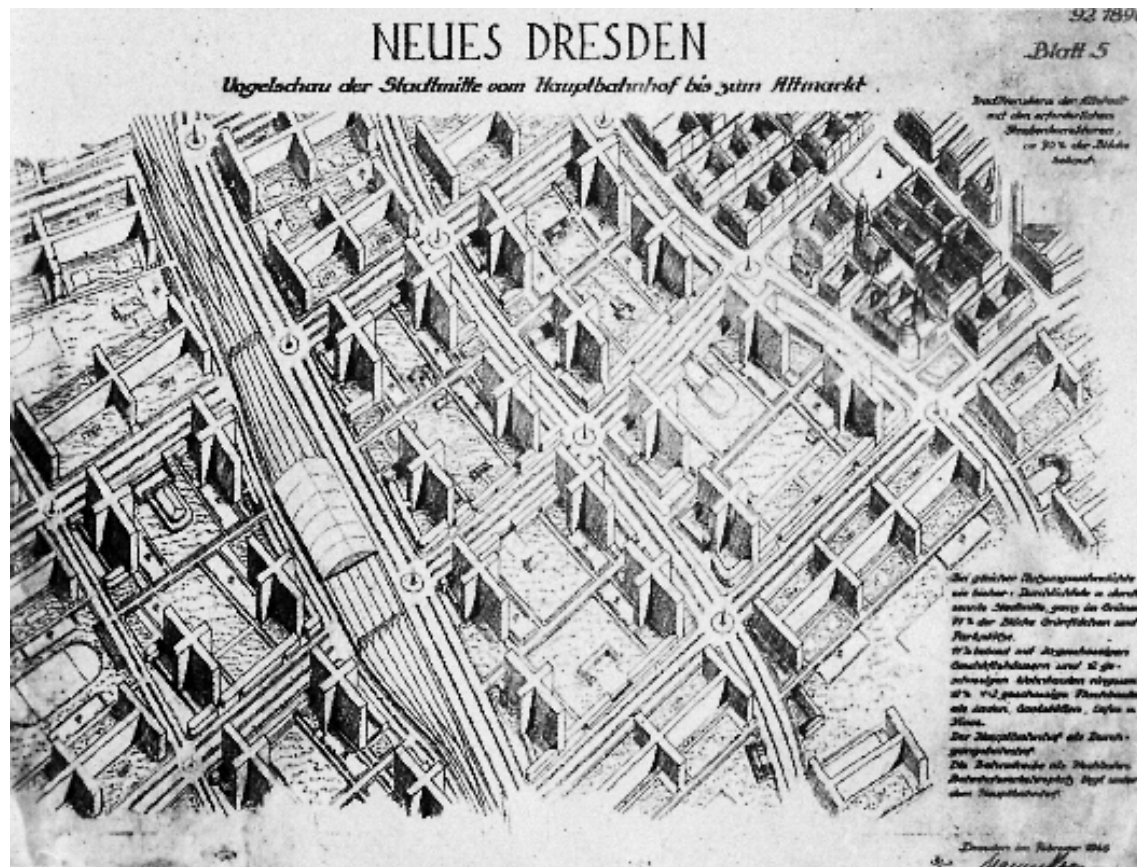
Die Architektur des Altmarkts zeigt, wie versucht wurde, die Doktrin der nationalen Bautraditionen auf die Dresdner Verhältnisse zu übertragen. Mit besonderem Aufwand wurden die platzseitigen und sogar die hofseitigen Fassaden der 1953–56 ausgeführten Bebauung der Altmarkt-Ostseite (Entwurf: Kollektiv Herbert Schneider) gestaltet. ▷ 3 Programmatisch knüpfte man bei dieser Bauaufgabe an charakteristische Formen der barocken Dresdner Bürgerhausarchitektur an und übertrug sie mehr oder weniger geschickt auf Bauten von einer völlig anderen Maßstäblichkeit. Was mit solchen Bauformenapplikationen gelang, war aber selbstverständlich nicht die mit großem propagandistischen Aufwand deklarierte „schöpferische Weiterentwicklung“ der Dresdner Baukultur des 18. Jahrhunderts, sondern die historisierende Bekleidung einer siebengeschossigen Bebauung von ausgesprochen großstädtischem Zuschnitt. Wesentlich zurückhaltender in der Verwendung barocker Einzelformen und straffer in der Baumassengliederung ist die ebenfalls 1953 begonnene Bebauung der Altmarkt-Westseite. Nach Plänen





1 Wiederaufbauplan des Dresdner Stadtzentrums (Mart Stam 1949).  
2 Wiederaufbauvorschlag für Dresden, Vogelschaubild des Stadtzentrums (Hanns Hopp 1946).

1



2

des Kollektivs Johannes Rascher errichtet, wurde diese durchgängig mit Arkadengängen ausgestattete Häuserzeile erst 1958 vollendet.

Der erweiterte Altmarkt war bis zur Mitte der 60er Jahre ein überdimensionierter Platz, dem nach Norden wie nach Süden die bauliche Fassung fehlte und der im unfestlichen städtischen Alltag nicht zu beleben war. Er sprengte die historischen Dimensionen des Dresdner Stadtkerns und bildete im Bebauungsmaßstab wie hinsichtlich seiner Fassadengestaltung die Vorgabe, welcher die beiderseits anschließenden zentralen Wohnquartiere zu entsprechen hatten. Eine unmittelbare Fortsetzung fand die neubarocke Altmarkt-Architektur in ihrer opulenten Ausprägung aber nur in dem 1954 begonnenen Ostabschnitt der Südseite der Ernst-Thälmann-Straße. Mit einer Frontlänge von 120 Metern und einem Arkadendurchgang zu dem baueinheitlich projektierten, aber erst 1956–58 ausgeführten Bauareal Weiße Gasse wurde sie ebenfalls nach Entwürfen des Kollektivs Herbert Schneider erbaut. Bezeichnend ist übrigens, wie der dekorative Aufwand an den Hausfassaden merklich zurückgenommen wurde – nicht bedingt durch einen baukulturellen Paradigmenwechsel, sondern wegen der geforderten Abstufung des architektonischen Aufwandes von den Bauten des Zentralen Ensembles zu den um hofartige Binnenhöfe und schmalere Verbindungsstraßen gruppierten Wohnhäusern.

Eine neue Bauhaltung – oder, besser gesagt, die Rückkehr zu einer Architektur frei von jeglichem historistischen Fassadenprunk – artikulierte sich erst im Gefolge der Mitte der 50er Jahre eingeleiteten sogenannten „Großen Wende im Bauwesen“.<sup>8</sup> Herbert Schneider, der im Juli 1955 zum Chefarchitekten der Stadt Dresden berufen worden war und dieses Amt bis 1963 innehatte, stellte sich auf die neuen Bedingungen offenbar ohne größere nach außen getragene Konflikte ein. So wurden unter seiner Amtsführung schon recht früh die ersten Dresdner Neubauwohngebiete mit industriellen Bauverfahren errichtet<sup>9</sup>, wodurch der Stadtkern außerhalb des inneren Rings eine siedlungsartige, den ersten Wohnkomplexen in Neu-Hoyerswerda vergleichbare Struktur erhielt. Parallel dazu erfolgte während der zweiten Hälfte der 50er Jahre die Überarbeitung der laufenden Bauvorhaben im räumlich dichteren Kernbereich des Dresdner Stadtzentrums. Klar ablesbar sind die Ergebnisse noch heute an den ab 1957 entstandenen Wohnbauten an der Gewandhausstraße, an der Kreuzstraße sowie an den ab 1959 entstandenen, in offener Reihung angeordneten Wohnblöcken der Wilsdruffer Straße. ▷ 6, 8 In diesen schlichten, als traditionelle Ziegelbauten mit Walmdächern, glatt verputzten Obergeschosswänden und sandsteinernen Fenstereinfassungen ausgeführten Gebäuden, die wie die Altmarkt-Westseitenbebauung mit zweigeschossig angelagerten Läden und Restaurants ausgestattet wurden, klang der formale Bezug zur Dresdner Bautradition endgültig aus. Mancher damalige Kritiker fand die Gestaltung der Bauten eher halbherzig – heute beeindruckt sie, sofern sie noch in ihrer originalen Substanz erhalten geblieben sind, durch die formale Qualität der Details und das Bemühen, traditionelle Architekturelemente im Sinne einer modernen Bauästhetik zu interpretieren.

Dass die Architektur und die Stadtplanung in der DDR nach 1955/56 so rasch wieder in den Kontext der internationalen Moderne zurückfand, ist nicht allein mit einer neuen baupolitischen Weichenstellung zu erklären, sondern vor allem mit der Tatsache, dass sehr viele Architekten und Planer von den kreativen Potentialen der Moderne überzeugt waren und sich nach 1950/51 eher widerwillig unter das Joch





3

3 Dresden, Altmarkt, Bebauung der Ostseite. Foto Topfstedt 2006.

4 Egon Hartmann: Beitrag zum „Wettbewerb über den städtebaulichen Neuaufbau Dresdens“ 1951: Bebauungsvorschlag für das Gebiet Prager Straße.

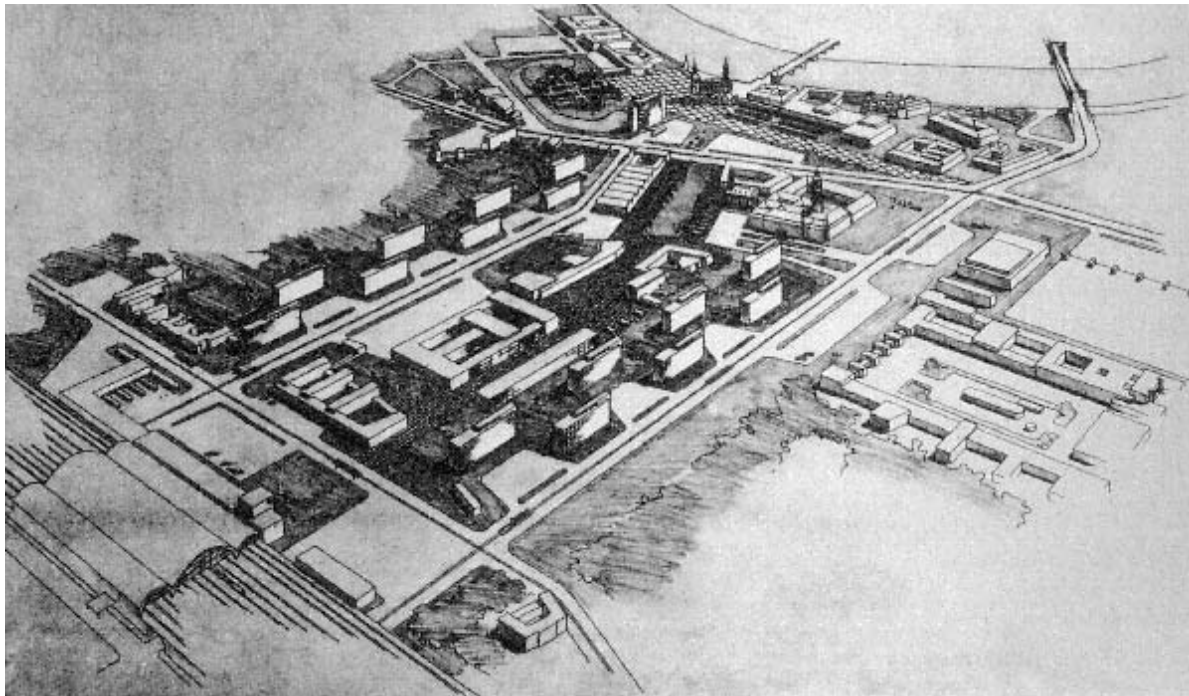
5 Dresden, Geschäfts- und Bürohaus Ecke Wilsdruffer Straße/Ringstraße. Foto Topfstedt 2006. 6 Dresden, Wilsdruffer Straße, Bauten an der Nordseite. Foto Topfstedt 2006. 7 Dresden, Stadtzentrum. Planungsstufe 1968.



5

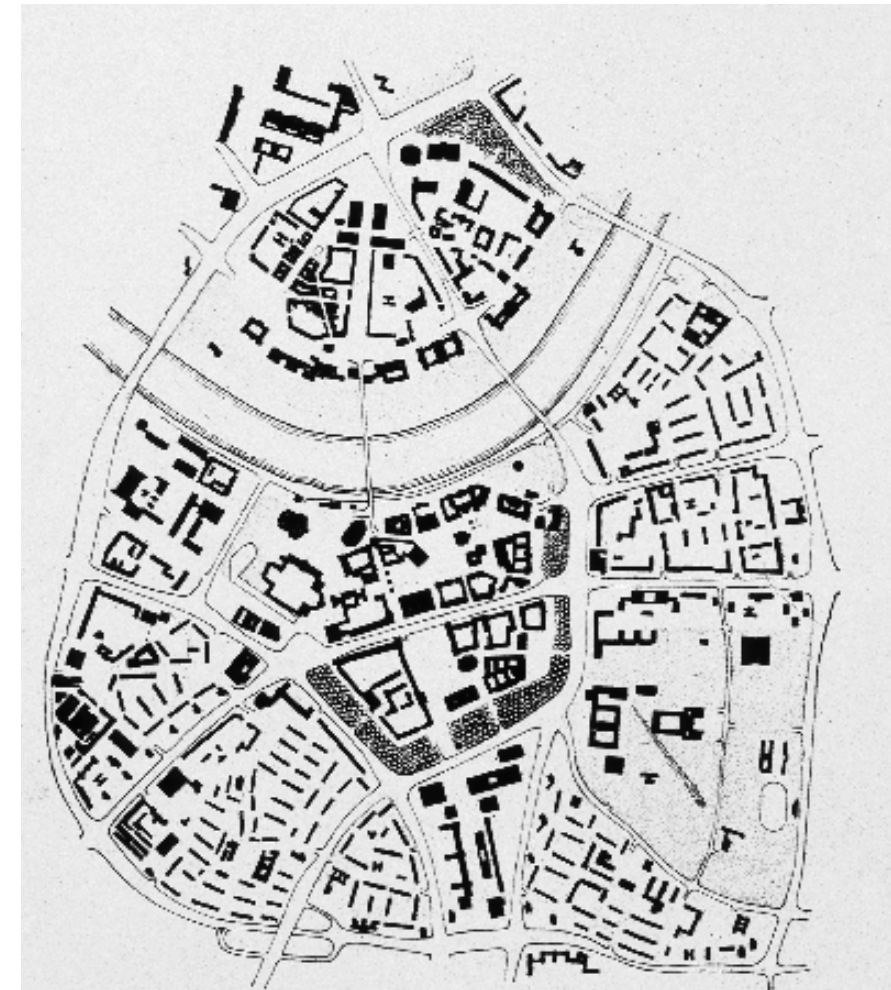


6



4

7







8

**8** Dresden, Blick von der Frauenkirche zur Wilsdruffer Straße. Foto Topfstedt 2006. **9** Dresden, Wohnbauten am Gewandhaus. Foto Topfstedt 2006.

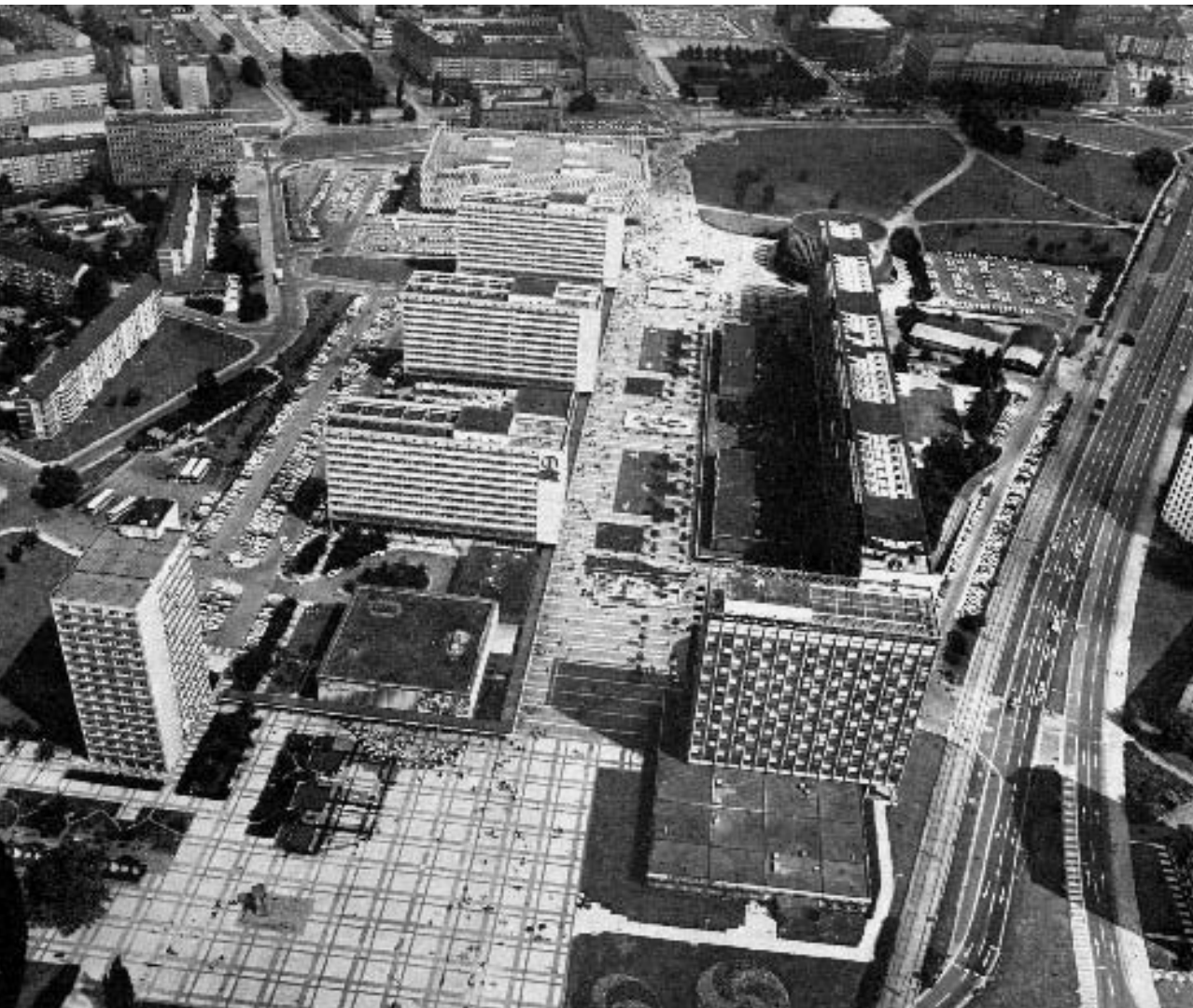


9

der stalinistischen Architekturdoktrin gebeugt hatten. Auch wurde trotz aller administrativen Eingriffe an den maßgebenden Ausbildungsstätten für den Architektennachwuchs – der TU Dresden, der HAB Weimar und insbesondere der HBK Berlin-Weißensee – in der Lehre die Verbindung zur internationalen Entwicklung gewahrt. Außerordentlich förderlich wirkte sich auf diesen Prozess die im Zuge eines regelrechten, wenn auch kurzfristigen „Taufwitters“ verstärkte Pflege offizieller Kontakte mit einigen kapitalistischen Ländern aus, die in der Entwicklung des industriellen Wohnungsbaus und dem Bau von Großwohngebieten international beachtete Leistungen aufzuweisen hatten. Von besonderem Interesse für die DDR war in diesem Zusammenhang das Bauen in Frankreich,<sup>10</sup> in den Niederlanden und in Skandinavien. Auch wurden verstärkt Kontakte zu einigen der damals führenden Architekten und Städtebauern in der BRD aufgenommen. Diese fruchtbare, noch weit in die 60er Jahre hinein wirkende Kommunikation gab dem Phänomen der „nachgeholten Moderne“ im Städtebau und der Architektur der DDR eine besondere Prägung.<sup>11</sup> Bezeichnenderweise gehörten die wichtigsten Protagonisten des modernen Bauens in Dresden zur Generation der Ende der 1920er oder zu Beginn der 1930er Jahre Geborenen. Sie hatten erst während der Nachkriegszeit oder in den frühen 50er Jahren ihr Architekturstudium zumeist in Dresden absolviert, kannten also qua Herkunft und Ausbildung die Stadt und ihre Probleme genau und wurden schon bald nach ihrem Eintritt in das Berufsleben mit Aufgaben betraut, an denen sie sich profilieren und ihre Kreativität beweisen konnten. Um einige Namen herauszuheben, seien Wolfgang Hänsch, Herbert Löschau, Manfred Arlt, Gerhard Guder und Helmut Trauzettel genannt.

In diese Umbruchsituation fiel der im Dezember 1957 bestätigte Stadtbebauungsplan des Dresdner Stadtbauamtes. Er war die letzte Planung, mit der versucht wurde, soweit es überhaupt noch möglich war, an die historische Struktur des Dresdner Stadtzentrums anzuknüpfen. Dabei ging es selbstverständlich nicht um eine Wiederherstellung des Bildes der alten Stadt, sondern um die Bewahrung von Resten einer urbanen, das Gefühl räumlicher Geborgenheit vermittelnden Atmosphäre.<sup>12</sup> Am ehesten wurden diese Intentionen in den drei 1956–58 östlich des Altmarktes errichteten Baublöcken mit inneren Fußgängerzonen verwirklicht. Im Kontrast zu dem weitläufigen Charakter des Altmarktes versuchte man, etwas vom Charakter des einst dicht und hoch bebauten Dresdner Altstadtkerns in die neuen, modernen Strukturen zu übertragen. Wirkungsvoll wurde die nordöstliche Ecksituation des Quartiers am Kreuzungspunkt von Ernst-Thälmann-Straße (heute wieder Wilsdruffer Straße) und Ringstraße mit einem achtgeschossigen Geschäfts- und Bürohaus akzentuiert ▷ 5 (1959/60, Entwurf: Heinz Mersiowsky und Gerhard Hermsdorf). Das ganz flache, über dem zurückgesetzten Obergeschoss gleichsam schwebende Walmdach steht hier in einem eigentümlichen Kontrast zu den straff gegliederten, mit Sandstein verkleideten und in frischen Farben gehaltenen Rasterfassaden des Baues und wirkt wie eine letzte Reminiszenz an die traditionelle Dresdner Hausarchitektur. Mit schlichteren Formen, aber ebenfalls noch mit Walmdächern ausgestattet wurden die zu diesem Bauquartier gehörenden fünf- und sechsgeschossigen Wohngebäude an der Ringstraße. Sie entstanden 1958–61 in herkömmlicher Ziegelbauweise. Die zum Rathausplatz gewandte, in einem warmen Rot getönte Häuserfront steht in neutraler Nachbarschaft zu dem 1964–66 als Hotel unter Beibehaltung der historischen Fassaden wieder aufgebauten Gewandhaus. ▷ 9





10

10 Dresden, Prager Straße,  
Luftbild nach Norden, um 1985.

Im Gegensatz zu dem östlichen Bauquartier wurde das westlich des Altmarkts gelegene lediglich als ein großes, geschlossen umbautes Gebäudegeviert mit zwei geräumigen Wohnhöfen angelegt. Zwischen diesen Binnenhöfen erstreckte sich vom Altmarkt bis zur Wallstraße das Einkaufszentrum Webergasse. ▷ 15 Es entstand in den Jahren 1958–62 nach Plänen der Architekten Hänsch, Dettmar und Wunderwald und wurde 1959–64 durch ein Kinderkaufhaus und die Großgaststätte Wallterrasse ergänzt.<sup>13</sup> Der als zweigeschossige Ladenstraße und offene Fußgängerzone konzipierte Baukomplex lud im Gegensatz zum Altmarkt tatsächlich zum Verweilen ein. Wie der etwa gleichzeitig entstandene Rosenhof in Karl-Marx-Stadt bezeugte er, dass sich nach der Mitte der 50er Jahre mit dem allmählichen Anstieg der Einkommen und des Warenangebots auch in der bis dahin eher dürtigen Konsumwelt der DDR moderne, freizeitorientierte Einkaufsformen nach westlichem Muster zu etablieren begannen.<sup>14</sup> Das Einkaufszentrum Webergasse, das einschließlich seiner Innenausstattung zu den qualitativ herausragenden Leistungen der damaligen Dresdner Architektur gehörte, ist im Jahr 2000 bis auf das ehemalige Kinderkaufhaus abgerissen worden, um den Platz für das jetzige, quartierfüllende ECE-Shopping-Center „Altmarktgalerie“ zu räumen.

Sehr aufschlussreich im Hinblick auf die baukulturelle Neuorientierung der DDR-Architektur in den späten 50er Jahren ist die Planungsgeschichte des Dresdner Kulturpalastes<sup>15</sup>, die im Folgenden lediglich angedeutet werden kann. Bis zum Sommer 1956 hielten die Regierung der DDR und die SED am Projekt des für Dresden verordneten stadtbeherrschenden Turmhauses nach Moskauer Vorbild fest. Danach erfolgte eine schrittweise „Verschlankung“ des Turmkörpers, bis schließlich zu Beginn der 60er Jahre nur noch ein campanileartig freistehender Turm mit dem daneben angeordneten Flachbau des Kulturhauses ausgeführt werden sollte. 1961 wurde auch von diesem Vorhaben aus finanziellen Gründen Abstand genommen und 1966–69 nach dem Projekt von Wolfgang Hänsch, Herbert Löschau und Heinz Zimmermann der Dresdner Kulturpalast als geräumige, vielfältig nutzbare Stadthalle errichtet. Trotz seiner markanten Großform fügt er sich in die Bebauung der Magistrale und in das Bild des Altmarktes ein.

Als das Ausführungsprojekt des Kulturpalastes entstand, hatte sich der Schwerpunkt des Bauens in Dresden bereits aus dem historischen Kernbereich des Stadtzentrums nach Süden in den Bereich der Prager Straße verlagert. Vorbereitet wurde dieser Prozess aber schon mit der im Herbst 1958 beschlossenen „Aufbaukonzeption des Stadtzentrums von Dresden bis 1965“. Sie machte den Weg endgültig frei für die Straßengroßbauvorhaben und freiräumlichen Bebauungskonzepte der 60er/70er Jahre, durch welche die Dresdner Innenstadt räumlich zerstückelt wurde und noch heute in vielen Bereichen einen eigentümlich diffusen, fragmentarischen Charakter besitzt. Der deprimierende Eindruck von Leere, den manche Randzonen um den Dresdner Altstadt kern noch immer machen, ist in erster Linie auf diese überdimensionierten Verkehrsstrassen und Straßenkreuzungsbereiche zurückzuführen. ▷ 7

Besonders unbefriedigend gestaltete sich noch viele Jahre nach dem Krieg die Situation im Bereich der Prager Straße, welche nach 1853 als Verbindung zwischen dem historischen Stadtzentrum und dem ehemaligen Böhmischem Bahnhof angelegt worden war und sich im späten 19. Jahrhundert zur Hauptgeschäftsstraße Dresdens entwickelt hatte. 1945 schwer zerstört, war sie nach vollständiger Trümmer-





11



13



12

11 Rotterdam, Lijnbaan. Foto 1970er Jahre. 12 Dresden, Prager Straße, Wohnscheibe und Pustebumenbrunnen. Foto 1970er Jahre. 13 Dresden, Prager Straße, Hotels und Ladenzeile. Foto 1970er Jahre. 14 Dresden, Prager Straße nach Süden. Foto 1990er Jahre.



14

beräumung eine triste Brache, die der vom Hauptbahnhof kommende Besucher zu durchmessen hatte, bevor er auf dem Altmarkt wieder in einen architektonisch gefassten großstädtischen Raum eintrat. Die ab 1957/58 neu bebauten Seevorstädte Ost und West waren schnell erstellte Wohngebiete, die dieses urbane Manko nicht beheben konnten, sondern es eher überdeutlich machten. So wurde zwischen die beiden Wohngebiete die neue Prager Straße wie ein „Architekturkorridor“ eingefügt. ▷ 10 Das von ursprünglich 14 Meter auf etwa 65 Meter verbreiterte Straßenensemble besaß neben zahlreichen Handels- und gastronomischen Einrichtungen eine für DDR-Verhältnisse außergewöhnliche Dichte an Hotels, die auf einen internationalen Tourismus ausgelegt waren. 1962 fand der städtebauliche Wettbewerb<sup>16</sup> statt; 1963–65 wurden von Peter Sniegon, Kurt Röthig und Hans Konrad die städtebauliche Grundkonzeption und der Ausführungsentwurf erarbeitet. Das Straßenensemble wurde 1965–70 und 1970–79 in zwei Bauabschnitten errichtet, blieb aber doch ein Fragment, weil es nicht gelang, die Bebauung wie geplant bis an den Dr.-Wilhelm-Külz-Ring heranzuführen. Hervorzuheben ist, dass es sich bei diesem repräsentativen Städtebauvorhaben nicht um eine unmittelbar von Berlin aus dirigierte Planung, sondern um das Werk von Dresdner Architekten handelte. Im Rahmen der gegebenen Verhältnisse gelangten sie zu einer eigenständigen Lösung, die sie in Kenntnis der maßgebenden internationalen Stadtplanungspatridigmen entwickelt haben. Die Projektierung der Prager Straße begann einige Jahre später als der Bau der Straße der Nationen in Karl-Marx-Stadt, jedoch vor der Planung des Zentralen Bereichs des Ostberliner Zentrums. Sie war das erste große Städtebauensemble in der DDR, das ausschließlich als Fußgängerzone konzipiert worden ist. Wie aus Peter Sniegons 1965 veröffentlichtem Kommentar zum ausführungsfähigen Entwurf hervorgeht, wurde das Projekt während der Bearbeitung durch weitere Bauten und Einrichtungen bereichert und räumlich verdichtet: „Ursprünglich war im Wettbewerbsprogramm ein reines Einkaufs- und Kulturzentrum vorgesehen, das überwiegend ein-, zwei- oder dreigeschossige Bauten und als Höhendominanten lediglich die beiden Hotels aufwies. Das führte zwangsläufig zu einer sehr aufgelockerten Bebauung, oftmals zu einem Ausstellungscharakter, wie er in vielen Wettbewerbsarbeiten zum Ausdruck kam (...), zum anderen zu einer ungenügenden Lebendigkeit außerhalb der funktionellen Spitzenzeiten und schließlich zu einer unökonomischen Nutzung des wertvollen Baugeländes. (...) Ob in den Zentren großer Städte Wohnungen gebaut werden sollen oder nicht, ist eine vieldiskutierte Frage, und die Meinungen reichen hier von absoluter Ablehnung bis zur unbedingten Forderung. Wir vertreten den Standpunkt, daß der Bau von Kleinwohnungen im Zentrum in vernünftigen Proportionen zu anderen Einrichtungen durchaus zu bejahen ist, zumal auch Bedürfnisse hierfür vorliegen. Hinzu kommt, dass die Gestaltung des Zentrums einer Großstadt wie Dresden die Anordnung von vielgeschossigen Gebäuden und Hochhäusern erfordert, wofür im Prinzip nur Wohngebäude, Verwaltungs- oder Hotelbauten in Frage kommen.“<sup>17</sup>

Die heutige Baugeschichtsforschung hat den internationalen Kontext, in den das städtebauliche Ensemble der Prager Straße zu stellen ist, klar herausgearbeitet. Ihre signifikante Grundfigur – drei zwölfgeschossige, in Kammstellung angeordnete und durch zweigeschossige Ladenbauten miteinander verbundene Hotels ▷ 13, gegenüber die zwölfgeschossige, 240 Meter lange Wohnscheibe ▷ 12, und dazwischen die breite, mit frei in den Raum gestellten Pavillons, Pergolen, Brunnen, Hochbeeten auf-



15

15 Dresden, Einkaufszentrum Webergasse, Kinderkaufhaus. Foto 1960er Jahre.



wendig gestaltete Fußgängerzone ▷ 14 – mutet wie eine Übertragung der Struktur der Rotterdamer Lijnbaan auf die Dresdner Situation an, freilich in einem viel größeren Maßstab sowie unter anderen bautechnischen<sup>18</sup>, gestalterischen und auch funktionellen Prämissen. Die Lijnbaan ▷ 11, die 1951–53 im völlig zerstörten Rotterdamer Stadtzentrum nach Plänen der Architekten van den Broek und Bakema erbaut wurde und die mit ihrer neuartigen Mischung aus Wohnen, Einkaufen und tertiären Strukturen eine Alternative zum Leitbild der aufgelockerten Stadt darstellte, war während der 50er und 60er Jahre der Prototyp der modernen, neu angelegten innerstädtischen Fußgänger- und Einkaufszonen.<sup>19</sup> Sie war den Architekten und Städtebauern in der DDR durch einschlägige Publikationen bekannt. Dies bezeugt auch der 1961 in der Zeitschrift *Deutsche Architektur* veröffentlichte Beitrag von Hans Schmidt über den Wiederaufbau von Rotterdam.<sup>20</sup>

Nach ihrer Fertigstellung erfüllte die Prager Straße ihre Funktion als südliches Entrée in das Dresdner Stadtzentrum und wurde von der Bevölkerung wie auch von den Besuchern der Stadt als attraktives, mit zahlreichen gastronomischen und Einkaufseinrichtungen ausgestattetes Neubauensemble positiv wahrgenommen. Dass es sich hierbei um eine herausragende städtebauliche Leistung handelte, die im internationalen Vergleich durchaus bestehen konnte, war damals aber wohl nur den wenigsten Zeitgenossen bewusst. Als in den 1970er Jahren die Straße der Befreiung (heute wieder Hauptstraße) in der Dresdner Neustadt unter Einbeziehung der noch erhaltenen historischen Bausubstanz zum Fußgängerbereich entwickelt wurde, büßte die weiträumige Prager Straße allerdings viel von ihrer Anziehungskraft ein. Nach 1989 drohte sie ins völlige Abseits einer nur noch auf Zeit bestehenden städtebaulichen Altlast zu geraten. Die seitdem eingetretene Vernachlässigung der Außenanlagen und eine Reihe baulicher Veränderungen haben seit Mitte der 90er Jahre das originale Erscheinungsbild der Prager Straße erheblich verändert.<sup>21</sup> So wurde 1995 einer der beiden im Freiraum stehenden Pavillons durch einen höheren Glaskubus ersetzt, wie auch die Ladentrakte zwischen dem Hotelkamm um ein Geschoss aufgestockt worden sind und jetzt eine völlig andere Materialität besitzen. Ein weiterer gravierender Eingriff in das nicht unter Denkmalschutz stehende Ensemble wurde 2003/04 im Zuge der Behebung der Flutschäden von 2001 vorgenommen. Man entfernte komplett die 1972 vollendete Ausstattung des Freiraums mit den charakteristischen Hochbeeten, Rasenflächen und den einst beliebten Schalen- und Kugelbrunnen. Statt der dreißigjährigen Rotkastanien und der drei rechteckigen Brunnenbecken wurden neue Baumreihen gepflanzt und, gleichsam als klägliches Alibi, ein neues, streifenartig schmales Wasserbecken mit dem Fragment eines der alten „Pustebumenbrunnen“ angelegt. Schließlich wurden – als vorläufig letzte Veränderung – im Juli 2005 die Pergolen zwischen den Pavillons abgerissen und, ohne Not, einer der Hotelgärten beseitigt. Will man sich ein authentisches Bild von der Prager Straße und ihren ursprünglichen gestalterischen Details machen, so ist man schon heute auf zeitgenössische Fotos angewiesen. Noch besteht aber die Kernsubstanz, sodass es möglich wäre, das Straßenensemble behutsam weiterzuentwickeln und es zugleich als ein bedeutendes städtebauliches Denkmal mit der ihm gebührenden Achtung zu behandeln.

Wie das aktuelle Baugeschehen am Dresdner Neumarkt nach dem glücklich vollendeten Wiederaufbau der Frauenkirche zeigt, scheint es aber, als ob das baukulturelle Selbstbild der Stadt Dresden und

die Sehnsucht ihrer Bürger wohl eher auf die weiter zurückliegende Vergangenheit des augusteischen Barock und des 19. Jahrhunderts ausgerichtet ist. Es kann also nicht verwundern, dass die Bauten der späten 1950er und 1960er Jahre in Dresden nur wenige Fürsprecher haben, sieht man von einer Handvoll Architekten, Denkmalpfleger und Bauhistoriker ab. Unter ihnen gibt es freilich bemerkenswert viele jüngere Leute, die ihre eigenen Zugänge zu dieser Architektur gewonnen haben und sich für ihre Erhaltung engagieren. Die Zeit wird jedoch knapp in Anbetracht der neuerdings an Tempo und Umfang zunehmenden Vernichtung von Zeugnissen der Baukultur der Nachkriegsmoderne – sei es in Dresden oder andernorts.

Fertigteilästhetik meint die künstlerisch-architektonische Eigenschaft von Bauten, die aus vorgefertigten Stahlbetonteilen ganz oder teilweise, in jedem Falle aber in bestimmender Weise errichtet sind. Diese Ästhetik ergibt sich aus zweifellos rationellen, ja rationalistischen Überlegungen zur Bautechnik. Eine künstlerische Gestaltung ist bei vielen dieser Bauten dennoch entstanden. Dies geschah meist bereits durch die konsequent durchgehaltenen rationalistischen Setzungen. Darüber hinaus wurde eine künstlerische Durchbildung angestrebt.

Bei der Bauweise mit in der Fabrik vorgefertigten Teilen, der Fertigteilbauweise,<sup>1</sup> ist das zentrale Motiv der Planer, das Bauen zu „industrialisieren“. Das heißt, möglichst viel Vorarbeit soll bereits in der Fabrik geleistet werden, um die dort gefertigten Teile auf der Baustelle dann nur noch zu „montieren“. Statt zum Beispiel eine Wand aus in Mörtel versetzten Ziegeln zu mauern, soll eine Wandplatte mit fertigen Öffnungen und Anschlüssen Ausgang der Bauerrichtung sein. Dies vereinfacht und verkürzt die Bauarbeiten am Bau und im Freien wesentlich und verringert die Handarbeit von einigen spezialisierten Gewerken wie den Maurern. Um aber solche Bauteile billiger als in konventioneller Bauweise produzieren zu können, müssen sie in großer Serie hergestellt werden. Dies wiederum erfordert es, dass die Bauwerke, die man in Fertigteilbauweise errichtet, normiert sind. Ist damit bereits der Entwurfsprozess rationalisiert, so entsteht bautechnisch ein komplexes System mit dem Erfolg, die Ausführung erheblich zu beschleunigen, zu verbilligen und von Wetter oder Jahreszeiten weitgehend unabhängig zu machen. Es handelt sich demnach um eine wirkliche Revolutionierung des Bauens im Sinne einer umfassenden Verwissenschaftlichung und Optimierung, die gänzlich in das Konzept der Architekturmoderne passt. Die Eigenschaften Beschleunigung und Verbilligung dieser im Industriebau entwickelten Bautechnik<sup>2</sup> führten in den 1920er Jahren dazu, dass sie vor allem im Wohnungsbau aus sozialen Gründen diskutiert wurde, um günstige Wohnungen für Viele erstellen zu können.<sup>3</sup> Aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie ein häufiges Thema für sämtliche Bauaufgaben.<sup>4</sup> In dieser Zeit wurden auch die technischen Voraussetzungen für diverse Bausysteme erheblich verbessert und durch Normungen gute Grundlagen für die Fertigteilanwendung geschaffen. Nach wie vor gab es die bedeutendsten Projekte im Industriebau. Eine wirkliche „Fertigteilästhetik“ etablierte sich erst in den 1960er Jahren. Diese Zeit zeichnete sich dadurch aus, dass Fertigteile nicht nur in vereinzelt Projekten und vorwiegend im Zweckbau, sondern vielfach und in diversen Baugattungen angewandt und bewusst gezeigt wurden. Nun erst bestimmten die genannten Prämissen der Fertigteile die Erscheinung von öffentlich wahrgenommenen Bauten, womit eine breite Rezeption und Nachahmung einsetzte. Es entwickelte sich eine eigene Ästhetik der aus diesen Teilen gefertigten Bauten.<sup>5</sup>

Die folgenden Ausführungen beschränken sich auf die Betonfertigteile. Erwähnt sei, dass auch bei Stahlbauten, bei der *curtain wall* mit ihren seriellen Teilen, und bei der Verwendung von Kunststoffteilen zu überlegen ist, inwieweit es sich um eine Fertigteilästhetik handelt.<sup>6</sup> Auch bei der Großtafelbauweise, die unter dem unzutreffenden Wort „Plattenbauweise“ bekannt ist,<sup>7</sup> entsteht eine Fertigteilästhetik aus raumhohen und oft auch raumbreiten Großtafeln, die sowohl die innere Einteilung als auch die Bautechnik am Äußeren ablesbar werden lässt. Die eingangs geäußerte These der expliziten und intendierten architektonischen Gestaltung möchte ich an zwei Bausystemen aus der Bundesrepublik

Deutschland konkretisieren: Dem Industriebau und dem Universitätsbau. Zur Veranschaulichung dient der Industriebau als die Gattung, in der die Bauweise entstand, und der Universitätsbau als die Gattung, in der sie wohl zuerst umfassend zu einem Repräsentationselement wurde.

**Expressiver Ausdruck im Zweckbau: Der Industriebau** Tihamér Koncz (1925–1997), ein in Ungarn geborener Bauingenieur, arbeitete in Norditalien und Zürich und war sein Leben lang davon überzeugt, dass die Fertigteilbauweise anderen Bauweisen überlegen sei. Er ist Autor vom *Handbuch der Fertigteilbauweise*, das zwischen 1962 und 1975 vier Auflagen erlebte.<sup>8</sup> Wie die Darstellung in seinem Buch sprechen einige seiner architektonischen Projekte von dieser Ernsthaftigkeit, mit der er an der Entwicklung und Perfektionierung der Idee umfassender Fertigteilbausysteme für diverse Gattungen gearbeitet hat. Daher dienen im Folgenden zwei seiner Bauten als Beispiele.

Der Hallenbau als eine wichtige Aufgabe im Industriebau zeigt, wie die Bauten nach ihren grundlegenden Funktionen analysiert worden sind, um sie dann auch konstruktiv und bautechnisch so rationell wie möglich zu gestalten.<sup>9</sup> Die Fertigteile wurden daher so geformt, dass sie statische und raumabschließende Funktionen vereinen. Wände und Dächer wurden als Flächentragwerke in bestimmter Weise aufgefasst:

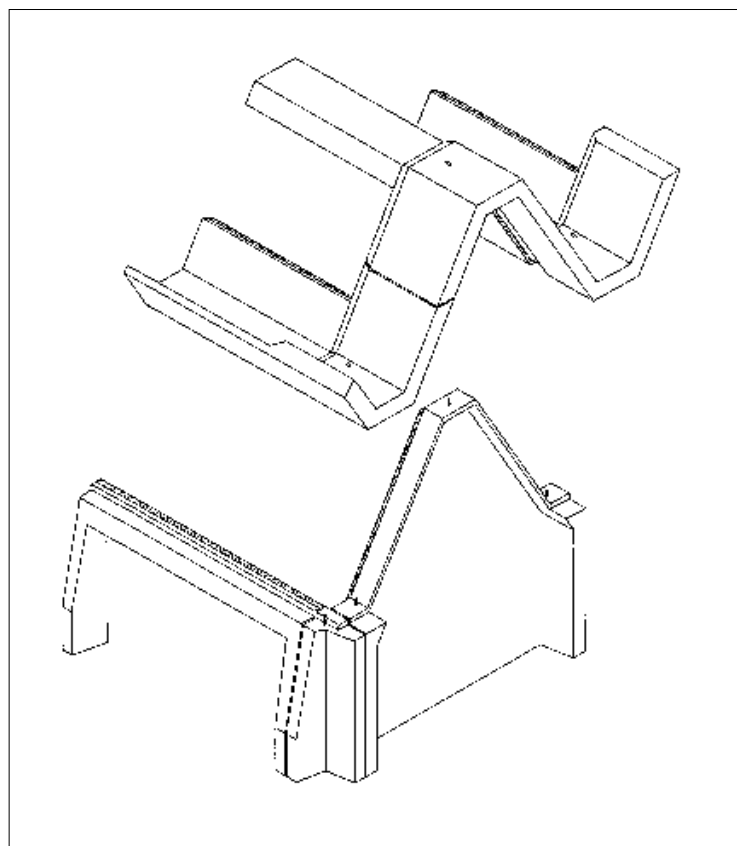
- Eine Wand sah man als Scheibe an, die sowohl den Raum schließen soll als auch konstruktiv die Lasten der Decken, des Windes und die Momente des Bauwerks in den Boden abtragen muss. Diese Scheibe muss daher ausgesteift sein, um nicht durch die Windlast oder die Momente des Bauwerks auszuweichen bzw. einzuknicken. Den flächenhaften Wandelementen wurden daher aus einem Guss zur Aussteifung Stege, sogenannte Rippen, angesetzt. Von der Form her entstanden „T“- oder „TT“-Elemente und – wenn die Rippen an den Kanten laufen – „U“- oder Trogelemente. Diese Teile haben für sich genommen bereits eine besondere geometrische und plastische Wirkung.
- Dächer müssen größere Strecken frei überspannen und liegen nur an den Enden auf den Wänden auf, auf die sie ihre Lasten und Momente leiten. Sie dürfen sich zwischen diesen Punkten nicht durchbiegen.<sup>10</sup> Deckenelemente wurden in den 60er Jahren häufig als gefaltete Scheiben ausgebildet. Den Steifigkeit erzeugenden Effekt kann man sich leicht bei der Zickzack-Faltung eines labilen Papierblattes verständlich machen.

Die Formen dieser beiden wichtigen Teile begründen sich unmittelbar aus ihrer Funktion und deren konstruktiver Umsetzung. Bei einer Montagehalle in Wettingen in der Schweiz, die Mitte der 60er Jahre von Koncz errichtet wurde,<sup>11</sup> sind beide Teile in ihrem Zusammenspiel verständlich. Es handelt sich um eine zweischiffige Montagehalle mit tragenden Außenwandtafeln und einem sogenannten „Z“-Faltwerk als Dach.<sup>12</sup> ▷ 1 Die Außenwandtafeln an den Längsseiten sind „U“-Tafeln,<sup>13</sup> die sich im oberen Fünftel trapezförmig verjüngen, sodass nach der Aufstellung eine auf- und abschwingende Dachkante sichtbar wird, in die das aufliegende „Z“-Faltwerk genau einpasst. Dieses Faltwerk hat seine Schnittstellen an jeder zweiten absteigenden Seite. ▷ 2 Eine der schrägen Flächen kann geteilt und durchfenstert sein, nach Art eines Sheddachs. Durch das Ausbrechen aus der Rechtwinkligkeit entstehen eine ausgesprochen belebte Dachkante und eine gut belichtete und doch blendfreie Halle. Diese Vereinigung





1



2

1 Montagehalle in Wettingen (Tihamér Koncz um 1965). Bauzeitliches Foto. 2 Montagehalle in Wettingen (Tihamér Koncz um 1965). Axonometrie der Fertigteile. 3 Marburg, Universitätsbauten Lahnberge, Hochbau des Mehrzweckgebäudes, rechts das Chemische Institut (Staatliche Neubauleitung mit Kurt Schneider, Helmut Spieker und Günter Niedner, um 1964). Foto Hillmann 2006. 4 Marburg, Lahnberge, Institutsbau während der Montage der Betonteile. Foto um 1964. 5 Takamatsu, Präfektur Kawaga (Kenzo Tange 1955–58). Bauzeitliches Foto.



3



4



5

funktionaler, konstruktiver und ästhetischer Eigenschaften machte das Falwerk zu einem Lieblingskind der 1960er Jahre.<sup>14</sup> Prominentestes Beispiel ist die Anwendung am Haus der Bürgerschaft in Bremen, das 1966 von Wassili Luckhardt errichtet wurde. Bei der Halle in Wettingen entsteht eine Ästhetik der Gefügtheit aus Teilen. Diese Teile sind in ihrer Abgrenzung klar erkennbar und zeigen ihre konstruktive Eigenschaft und ihre Funktion. Wie Karl Friedrich Schinkel von den Fabrikbauten in Großbritannien fasziniert war und die Architekten des frühen 20. Jahrhunderts vom Industriebau, liegt der Reiz der Hallenbauten gerade darin begründet, dass ihre Form in jedem Teil gänzlich von der Funktion und der Konstruktion bestimmt zu sein scheint. Die Ästhetik lässt sich unmittelbar aus den Grundprämissen der Architekturmoderne begründen. Tatsächlich ist die Gestaltungsintention der Planer sogar komplexer, da sie sehr bewusst auswählten, was sie zeigen wollten. Bei der Halle in Wettingen ist nach außen nicht thematisiert, dass es sich um eine zweischiffige Halle handelt, um die Einheitlichkeit des Baukörpers in seiner Durchgestaltung aus den beiden Elementen zu betonen.<sup>15</sup> Die Auffassung des Äußeren ist von der Scheidung zwischen Tragendem und Lastendem bestimmt: Die Wandtafeln sind als tragend, das Falwerk als lastend charakterisiert. Auch können die Rippen der Wandtafeln ästhetisch als Pfeiler gedeutet werden, obgleich sie tragwerkstechnisch die Kräfte ja gerade nicht vertikal ableiten, sondern tatsächlich nur der Aussteifung der die Kräfte ableitenden Fläche dienen. Eine in gewisser Hinsicht klassizistische Auffassung von Tektonik ist zu beobachten.<sup>16</sup> Dadurch, dass die niederen Teile des Falwerks mit den Stegen der „U“-Tafeln korrespondieren, hat man den Eindruck eines Kräfteverlaufes über die sich gabelartig gabelnden Teile des Falwerks auf die Stege und in diesen senkrecht in den Boden. Die eingangs geäußerte These kann konkretisiert werden: Die Ästhetik von Fertigteilbauten ergibt sich einerseits vornehmlich aus der rigiden Anwendung einiger bautechnischer Festlegungen. Schon hierin liegt ein dezidiertes Formwille, sodass dessen Produkte in der kunstwissenschaftlichen Analyse als ästhetische Gestaltung erkennbar werden, auch wenn sie primär rationalistisch und nicht künstlerisch entwickelt sind. Durch die bewusste Auswahl bestimmter Eigenschaften der Fertigteile entsteht darüber hinaus eine Gestaltung, bei der die aus den Fertigteilen sich ergebende Ästhetik des Baus zu einer ablesbaren Ästhetik wird. Mit dieser Kombination aus bewusstem Formwillen und künstlerischer Auswahl handelt es sich schon bei den Hallenbauten um Baukunst. Wie dieser Formwille zu einem Moment repräsentativer Bauten wurde, soll das zweite Beispiel zeigen.

**Fertigteile als Repräsentationselemente: Der Universitätsbau** In Marburg wurde seit 1961 ein Universitätsbausystem entwickelt, das die meisten späteren Universitätsbauten in Deutschland bis weit in die 70er Jahre hinein prägte. Entwickler war die Staatliche Neubauleitung Marburg unter Leitung von Kurt Schneider, Mitarbeiter waren Helmut Spieker und Günter Niedner. 1964 wurden auf den Marburger Lahnbergen die ersten Experimentalgebäude errichtet, bis 1974 folgten weitere Gebäude.<sup>17</sup> > <sup>3</sup> Von den Bauherren wurde damals der Wunsch an die Architekten und Ingenieure herangetragen, erweiterbare und variabel nutzbare Bauten zu errichten. Die Erweiterungen sollten in der Breite und in der Höhe möglich sein. Die Planer wählten eine Fertigteilbauweise, die die Möglichkeit offen ließ, die Gebäude mit gleichartigen Teilen zu erweitern oder sie sogar partiell abzubauen. Damit konnte eine

hohe Variabilität erreicht werden. Man verwendete einen Großteil der Rechercharbeit darauf, die Anzahl der unterschiedlichen Teile so weit wie möglich zu minimieren. Das Ergebnis war eine Skelettbauweise mit besonders ausgebildeten Knotenpunkten, die es möglich machten, in alle Richtungen identisch anzuschließen, was unterschiedliche Eckteile ausschloss.<sup>18</sup> Diese Knotenpunkte bestehen aus einem Vierpfeilerbündel, auf das die Hauptbalken zum nächsten Pfeilerbündel hin aufgelegt werden. > 4 So wird aus Balken ein Rost gebildet, in dem weitere Balken Felder bilden, die mit Füllplatten abgedeckt werden. Pfeiler, Balken und Füllplatten bestehen aus Fertigteilen, die auf der so ausgebildeten Decke in einem Arbeitsgang miteinander mit Beton vergossen werden. Die Raumbildung bestimmen rasterförmige, quadratische Einheiten. Außen fällt auf, dass gerade Gebäudeabschnitte mit mehreren Achsen sowie negative und positive Ecken mit identischen Betonteilen gebildet sind. Der Wetterschutz des Gebäudes, der ein Stück hinter der äußeren Stützenstellung aufgestellt ist, sowie die Trennwände im Inneren sind als Leichtbaukonstruktion ausgebildet. Die Zusammenfügung von Platten aus einem Hartkunststoff, Glasal, die zwischen Metallprofilen mit Neoprene eingepresst sind, erinnert an den Waggonausbau als einer Technik, die ebenfalls auf im Akkord ausgeführter Montage beruht.

Der stumpfe Sichtbeton und der glatte Ausbau in schwarzem Rahmenwerk mit Ausfüllungen in Weiß und Gelb prägen die visuelle Wirkung. Eine erstaunliche Eigenschaft des Systems ist, dass es streng genommen keine eigene Fassade ausbildet, sondern dass stattdessen die Außenansicht aus herausstehenden Teilen der Konstruktion entsteht. Im Sinne der Architekturmoderne des 20. Jahrhunderts wird gezeigt, was Voraussetzung der Planung war: die Anschlussstellen für eine mögliche Erweiterung und die Grundteile des modularen Systems, aus denen sich das Gebäude zusammensetzt.

Der entstehende, um den Baukörper laufende Umgang wurde von Schneider und Spieker als „Fluchtbalkon“ bezeichnet, für den sie sechs weitere funktionale Vorteile anführen.<sup>19</sup> Die Betonung der funktionalen Begründungen entsprach dem rationalistischen Habitus der damaligen Baupolitik und der Auftraggeber. Anhand der beliebig werdenden Vielzahl von Begründungen für die Galerien wird aber evident, dass die durchgehend um das Gebäude geführte Form ebenso sehr eine gestalterische Idee war, denn sonst würde man die Galerien nur an den Längsseiten anordnen.<sup>20</sup> Die gänzlich umlaufenden Galerien verschaffen dem Baukörper eine ganz besondere, streifenförmige Plastizität, ein Ideal, das in den 60er Jahren ausgeprägt wurde. Bauten von Egon Eiermann spielten in Deutschland hierbei eine Vorreiterrolle, etwa der Deutsche Pavillon auf der Weltausstellung in Brüssel 1958 (mit Sep Ruf).<sup>21</sup> Für die Marburger Universitätsbauten liegt wegen des Materials Beton zudem die Parallele zu Kenzo Tanges Verwaltungsgebäude der Präfektur Kawaga in Takamatsu von 1955/58 nahe. > 5 Tange begründete seine Architektur mit dem Wunsch, aus der japanischen Architekturtradition etwas Neues zu machen. Er habe in Takamatsu japanische Holzarchitektur mit Galerien auf vorstehenden Balken in Beton umgesetzt.<sup>22</sup> Diese Form wurde in Deutschland im Bürobau und im Wohnungsbau vielfach variiert.<sup>23</sup>

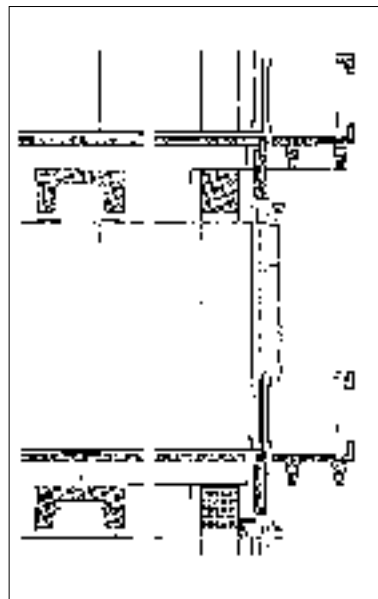
Das Marburger Hochschulbausystem war hinsichtlich Erweiterbarkeit und Variabilität der Nutzung ausgefeilt, doch wurde es wegen seiner Radikalität und der viel zu hohen Kosten nur modifiziert weitergeführt. Im Universitätsbau wurde auf seiner Grundlage eine Form entwickelt, die Tanges Vorbild – mit vorstehenden Balken und ohne Stützen im Äußeren – noch näher kam. > 6, 7 Das in vielen deutschen Städten





6

6 Dortmund, Pädagogische Hochschule, System Imbau (Architekten Lambart und Partner 1971–72). Eckansicht. 7 Dortmund, Pädagogische Hochschule, System Imbau (Architekten Lambart und Partner, 1971–72). Schnitt mit einer leicht variierten Brüstungslösung. 8 Hamburg, Verfügungsgebäude II der Universität Hamburg, System Imbau (Architekten Horst von Bassewitz und Carl Friedrich Fischer, 1972). Ansicht monolithische Brüstungen von innen, Foto Hillmann 2005.



7



8

seit Ende der 60er Jahre verwendete System<sup>24</sup> wurde von der Firma Imbau entwickelt, in konkreten Projekten mit den ausführenden, teilweise prominenten Architekten in Bedarf und Gestaltung angepasst. Grundlegende Prämissen, wie die rasterartige Anordnung von Pendelstützen und einem aussteifenden Kern, wurden aus dem Marburger Vorbild weitergeführt. Das Äußere behielt die umlaufenden Galerien, jedoch in einer Form, die man offensichtlich für repräsentativer hielt: Die Galerien liegen auf Kragbalken vor der Fassadenhaut, die Stützen treten hinter die Haut zurück. Es wurde eine Fassade mit eigenen Teilen ausgebildet, die zugleich mehr Fertigteile als in Marburg erforderte. Somit negiert die Adaption die der Fertigteilverwendung eigene Rationalität. Dafür sind die Galerien aus besonders sorgfältig hergestellten Sichtbetonfertigteilen gefügt. Beim Verfügungsgebäude II in Hamburg, das von den Architekten Horst von Bassewitz und Carl Friedrich Fischer auf Grundlage des Systems Imbau 1972 errichtet wurde,<sup>25</sup> > 8 sind bei den monolithischen Brüstungsteilen durch den Wechsel von Waschbetonflächen und Sichtbetonflächen mehr Fertigteile vorgetauscht, als tatsächlich vorliegen. Dadurch werden die Montage und die Gefügtheit aus Teilen noch betont. Man begann, mit der Fertigteilästhetik an sich gestalterisch zu arbeiten. Sie wurde in der Fassadengestaltung zu einem repräsentativen Moment und drückte rationale Stringenz im Äußeren aus. Inzwischen galten Fertigteile nämlich als Sinnbild für bauliche Rationalität oder schlicht als fortschrittlich. Nicht zufällig wurden die in den 60er Jahren entwickelten Universitätsbausysteme vornehmlich für naturwissenschaftliche Institutsbauten genutzt: Deren grundlegend wissenschaftliche Rationalität konnte so auch im Baukörper zum Ausdruck kommen. Es ging aber auch hier darum, darzustellen, dass ein industriell, seriell und variabel nutzbar errichteter Bau eine expressive und baukünstlerisch befriedigende Form haben kann. Diese Aussage stand im Zusammenhang mit dem seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestehenden Konflikt zwischen Ingenieuren und Architekten als einem Konflikt zwischen rein technischer Gestaltung und dem künstlerischen, ästhetischen Gestalten. Die Entwickler waren immer wieder bemüht, der weitläufigen Meinung entgegenzuwirken, dass die Architektur durch die industrielle Fertigung vernichtet würde.<sup>26</sup> Dies zu widerlegen, war die intendierte Aussage der Fassaden. Zu vermuten ist, dass es sich in der Hochphase der technischen Begeisterung der Nachkriegszeit mit ihrem Zweckrationalismus auch um den Versuch handelte, die Schönheit der wissenschaftlichen Objektivierung überhaupt in der Architektur auszudrücken.<sup>27</sup> Die Fertigteilbauweise wird heute selten so ausschließlich angewandt, wie sie ursprünglich propagiert wurde.<sup>28</sup> Statt sortenreinen Betonfertigteilen mischt man heute in der Regel je nach Aufgabe und Ausschreibungsangebot Ortbetonbauweisen mit Fertigteilen aus Beton oder Stahl.<sup>29</sup> In Italien werden zwar bis heute Industriehallen errichtet, die mit denen aus den 1960er Jahren konstruktiv identisch sind, wobei gelegentlich Motive vormoderner Architektur in Waschbeton nachgezeichnet wurden.<sup>30</sup> Im Ganzen ist die revolutionäre Idee der Veränderung des gesamten Bauens inzwischen jedoch Geschichte. Rückblickend wird die Bedeutung und hohe künstlerische Qualität der Fertigteilästhetik erkennbar, die als eine der vielen Möglichkeiten sogar Eingang in die Baugestaltung der Postmoderne gefunden hat.

Thomas Steigenberger

Der Einfamilienhausbau seit 1945 ist bisher kaum ein Thema kunstgeschichtlicher Forschung in Deutschland. Lediglich in einigen Architekturführern und Architekten-Monografien sind auch Einfamilienhäuser der 1950er und 60er Jahre berücksichtigt. Aktuelle Überblickswerke zu diesem Thema fehlen gänzlich. Damit fehlt auch ein Maßstab, diese Baugattung angemessen beurteilen zu können, etwa wenn es um den Denkmalwert einzelner Häuser geht. Dieser wird von Bundesland zu Bundesland sehr unterschiedlich bewertet: Im Saarland gibt es beispielsweise kein, in Bayern gerade einmal 24 und in Westfalen 45 denkmalgeschützte Einfamilienhäuser, die nach 1945 errichtet wurden.<sup>1</sup> In Berlin wurden mit 29 Eintragungen vergleichsweise viele Häuser unter Schutz gestellt. Dennoch ist die Erfassung lückenhaft und lässt keinen systematischen Ansatz erkennen. Das gilt für die Bauten der 50er Jahre fast gleichermaßen wie für die insgesamt noch schlechter erforschten 60er Jahre. So wurden beispielsweise die Einfamilienhäuser von weit über Berlin hinaus bekannten Architekten wie Fehling & Gogel, > 1 Bernhard Hermkes oder Hans Scharoun > 15 nicht in die Denkmalliste aufgenommen, während Heinz Schudnagies, ein Architekt von eher lokaler Bedeutung, mit ganzen neun Einträgen vertreten ist.<sup>2</sup>

Sicherlich bedingen verschiedene Faktoren die momentane Forschungslage. Einfamilienhäuser liegen meist an der Peripherie und werden kaum als Bestandteil des Gesamtgefüges der Stadt wahrgenommen. Da es sich um Privatbesitz handelt, sind sie normalerweise unzugänglich und die Grundstücke können von außen teilweise kaum eingesehen werden. Öffentlicher Protest ist in der Regel nicht zu erwarten, wenn Gebäude abgerissen oder verunstaltet werden. Zudem ist die Zahl qualitätvoller, möglicherweise schützenswerter Einfamilienhäuser gegenüber der Masse des Gebauten sehr klein. Bedingt durch die Wohnungsnot, geringe Geldmittel und den beschränkten Baugrund wurden bereits in den 50er Jahren individuelle Einfamilienhäuser zunehmend von Serienbauten, Typen- und Fertighäusern verdrängt. Ästhetisch anspruchslose, teilweise in Eigenleistung errichtete Häuser prägen seither das Neubaugeschehen in den Wohnvororten.

Trotzdem entstanden vereinzelt höchst bemerkenswerte Bauten, die zum Besten gehören, was die Baukunst der 50er und 60er Jahre hervorgebracht hat. Vielen Architekten war es nur im Einfamilienhausbau möglich, ihre Ideen weitgehend unabhängig von Beschränkungen und Auflagen zu realisieren. Der individuelle Einfamilienhausbau bietet im Idealfall bis heute sehr viel mehr künstlerische Freiheiten, als sie beispielsweise im Sozialen Wohnungsbau oder im Verwaltungs-, Schul- und Krankenhausbau gegeben sind. Und für junge Architekten eröffnet der Auftrag für ein Eigenheim häufig die erstmalige Möglichkeit, ihr individuelles Können unter Beweis zu stellen und sich damit auch für größere Bauaufgaben zu empfehlen.

Es ist höchste Zeit, dass sich Kunstgeschichte und Denkmalpflege dieses Bestandes annehmen, der durch Abrisse und entstellende Sanierungen überall in Deutschland stark gefährdet ist. Der akute Handlungsbedarf wird am Beispiel Berlins deutlich.

**Die Situation in Berlin** Nahezu alle künstlerisch bedeutenden Berliner Einfamilienhäuser der 60er Jahre liegen in Villenkolonien, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg angelegt worden sind. Insbesondere im Südwesten der Stadt entstand während der Kaiserzeit mit den Ortsteilen Grunewald,

Schmargendorf, Dahlem, Zehlendorf, Schlachtensee, Nikolassee, Wannsee und Lichterfelde eines der größten zusammenhängenden Villengebiete Europas. Hier bauten auch die Avantgarde-Architekten der 1920er Jahre wie Walter Gropius, Erich Mendelsohn oder Hans und Wassily Luckhardt ihre bis heute berühmten Einfamilienhäuser.

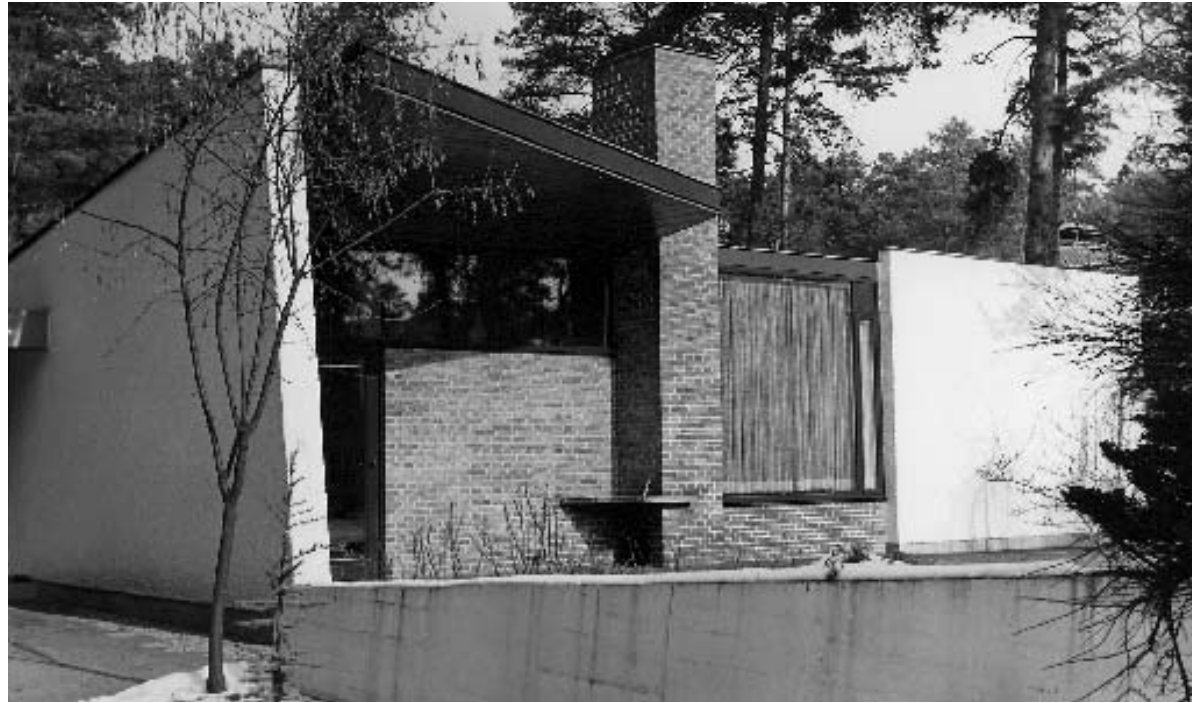
Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Architekturentwicklung Berlins in vielerlei Hinsicht von der besonderen Situation geprägt, in der sich die politisch und seit dem Mauerbau 1961 auch physisch geteilte Stadt befand. Größere Einfamilienhäuser mit einer Wohnfläche von über 200 Quadratmetern blieben wegen der auch wirtschaftlich angespannten Lage eine Ausnahme im Berlin der Nachkriegszeit. Gemessen an der Größe der Stadt entstanden insgesamt weniger qualitativ hochwertige und architektonisch anspruchsvolle Häuser als beispielsweise in Hamburg, München, Stuttgart oder im Rheinland. Wirklich innovative Bauten, wie sie Georg Heinrichs um 1960 in Berlin oder Joachim Schürmann in den 50er und 60er Jahren in Köln errichteten, blieben überall in Deutschland eine große Besonderheit.<sup>3</sup>

Insgesamt ist in Berlin von einer Gesamtzahl von rund 100 schützenswerten Einfamilienhäusern auszugehen, von denen heute noch etwa zwei Drittel erhalten sind. Von diesen etwa 60–70 Bauten stehen bisher nur 27 unter Denkmalschutz.<sup>4</sup>

**Gefährdung** Da die Bodenpreise im Nachkriegs-Berlin relativ günstig waren, wurden teilweise auch verhältnismäßig kleine Einfamilienhäuser auf großen Grundstücken errichtet. Viele der meist nur ein- bzw. zweigeschossigen Bauten entstanden anstelle von kriegszerstörten Villen, deren Keller und Fundamente aus Kostengründen wiederverwendet wurden. Heute sind diese Grundstücke als Bauland sehr begehrt. In der Regel entstehen sogenannte „Stadt villen“, die mit ihrer maßstabsprengenden Kubatur das Gesamtbild der vom Bauen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts geprägten Villenvororte oft noch stärker beeinträchtigen als die Abriss- und Nachverdichtungswellen der späten 60er und der 70er Jahre.

Nur die wenigsten der seit den 80er Jahren zum Abbruch freigegebenen Gebäude sind schützenswert. Immer wieder trifft es aber auch potentielle Denkmale. Das Architekten-Wohnhaus von Franz Mocken ist eines von mittlerweile zahlreichen Beispielen. > 2 Mocken hatte sich als Kontaktarchitekt für zwei bedeutende Berliner Bauprojekte der Nachkriegszeit einen Namen gemacht. Zusammen mit Werner Düttmann vertrat er 1955–57 Hugh Stubbins beim Bau der Berliner Kongresshalle und zwischen 1958 und 1968 betreute er die umfangreichen Planungen für das Klinikum Steglitz von Curtis & Davis. Als eigenständiger Architekt ist Mocken nur mit seinem Privathaus hervorgetreten. Bemerkenswert ist Haus Mocken nicht nur als eines der wenigen Atriumhäuser in Berlin. Interessant ist auch die deutliche Bezugnahme auf Bauten von Sep Ruf, die vielfach eine ähnliche Gliederung des Baukörpers durch dünne Metallstützen zeigen.<sup>5</sup> Auf dem Grundstück soll die Residenz des ägyptischen Botschafters entstehen. Ein weiterer Abbruchartrag liegt seit Anfang 2000 für einen der aufwendigsten Villenbauten der Nachkriegsmoderne in Berlin vor > 3, den die Architektengemeinschaft Sobotka & Müller 1956/57 geplant hat. In privilegierter Lage mit Blick auf den Kleinen Wannsee entstand eine dem amerikanischen Wohnideal dieser Zeit verpflichtete Villa, die für Berlin einzigartig ist. Der großzügige Wohnbereich, als





1

1 Ehemaliges Wohnhaus des Schauspielers Rudolf Platte, Starstraße 7, Zehlendorf-Dahlem (Fehling & Gogel 1957/58, 1985 abgerissen). Foto um 1960. 2 Haus Mocken, Gelfertstraße 44–46, Zehlendorf-Dahlem (Franz Mocken 1965–66, Abriss geplant). Foto Jochen Nuss 2005. 3 Haus Robenhagen, Bismarckstraße 16, Zehlendorf-Wannsee (Sobotka & Müller 1956–57, Abriss geplant). Foto um 1960. 4 Haus Hanke-Förster, Teltower Damm 139, Zehlendorf (Hilde Weström 1965). Foto Steigenberger 2004.



3



4



2



Einraum geplant, nimmt nahezu die gesamte Erdgeschossfläche ein und öffnet sich auf beiden Seiten zur Landschaft. Man könnte die Villa als den „Richard Neutra“ von Berlin bezeichnen, denn Elemente wie die auskragende „Spinnenstütze“ an der südöstlichen Gebäudeecke sind vom Werk des Meisters der kalifornischen Moderne angeregt.

Bereits abgerissen wurden in Dahlem das architekturhistorisch hoch bedeutende Wohnhaus für den Schauspieler Rudolf Platte, das 1957/58 von dem Architektenduo Fehling & Gogel errichtet wurde  $\triangleright$  1, sowie die Architekten-Wohnhäuser von Franz Heinrich Sobotka und von Klaus Müller-Rehm.<sup>6</sup> Letzteres entstand auf dem Souterrain eines kriegszerstörten Landhauses von Hermann Muthesius, in dem Müller-Rehm unter anderem die Räume seines Architekturbüros unterbrachte. Muthesius' großem Namen ist es wohl zu verdanken, dass der kaum erhaltene Garten bis heute als Denkmal geführt wird, das Haus samt bedeutender Reste des Ursprungsbaus aber keine Beachtung fand.

Neben dem hohen Spekulationsdruck gefährdet die Einfamilienhäuser der Nachkriegsmoderne auch ein allgemeines Unverständnis, das insbesondere der 60er-Jahre-Architektur entgegengebracht wird. Teilweise ist dies ein Generationenproblem: Während die Auftraggeber zumindest noch ein persönliches Verhältnis mit ihrem Eigentum verband, lehnen ihre Erben die Bauten dieser Epoche häufig pauschal ab. Zudem steht nach rund 40–50 Jahren Nutzung bei vielen Einfamilienhäusern, wenn nicht bereits geschehen, eine Generalinstandsetzung an. Sind diese Häuser dann nicht geschützt oder die potentiellen Käufer für den architektonischen Wert der Gebäude nicht sensibilisiert, bedeutet ein Besitzerwechsel meist den Abriss bzw. eine weitgehende Entstellung des Vorhandenen.<sup>7</sup>

**Erfassung und Dokumentation** Diese Situation vor Augen, hat der Autor zusammen mit dem Kunsthistoriker Alexander Hoff<sup>8</sup> versucht, die Einfamilienhäuser in den Villenvororten Berlins systematisch zu erfassen. Zeitgenössische Publikationen und Architekturzeitschriften waren die Hauptquelle für die vorliegende Arbeit.<sup>9</sup> Etwa 50 Prozent der Bauten konnten allerdings nur ausfindig gemacht werden, indem die wichtigen Villengebiete konsequent abgefahren wurden.<sup>10</sup> Ausgangspunkt der Erfassung war die Einschätzung, dass eine angemessene Beurteilung der Einzelbauten nur bei einer möglichst umfassenden Kenntnis des Gesamtbestandes möglich sei. Erst auf dieser Grundlage können Kriterien entwickelt werden, wie eine Unterschutzstellung überhaupt zu begründen ist. Neben dem Erhaltungszustand, der architektonischen Qualität und Originalität sowie der Geschichte des Bauwerks wurden insbesondere typologische Besonderheiten berücksichtigt. Die lokale Entwicklung Berlins ist nur vor dem Hintergrund der damals aktuellen nationalen wie internationalen Strömungen in der Architektur angemessen zu beurteilen. Bei den bedeutenden Einfamilienhäusern der 60er Jahre beispielsweise ist die Dominanz skandinavischer und britischer Vorbilder besonders auffällig. Die in der Bundesrepublik ansonsten recht häufig aufgegriffene amerikanische und vor allem kalifornische Moderne spielt dagegen in Berlin nur eine untergeordnete Rolle. Dies hängt mit den bereits erörterten finanziellen Möglichkeiten im damaligen West-Berlin zusammen. Einen größeren Einfluss als anderswo in Deutschland hatten die Architektur des Neuen Bauens der 1920er Jahre sowie die hier besonders stark vertretene „Scharoun-Schule“<sup>11</sup>

Eine Trennung zwischen den Bauten der 50er und der 60er Jahre erschien bei der Erfassung nicht sinnvoll, denn die architekturästhetischen, bautypologischen und bautechnischen Wandlungen haben sich nicht in Dezennien-Schritten vollzogen. Als einer Richtung bzw. einem Zeitstil zugehörig ließen sich eher die Jahre von 1950 bis 1964 bzw. von 1965 bis 1975 unterscheiden. Zudem wurden in Deutschland überhaupt erst seit Anfang der 50er Jahre Einfamilienhäuser wieder in nennenswerter Zahl und Qualität errichtet.<sup>12</sup> Mangels einer besseren Bezeichnung wird darum der ganze Zeitraum von 1945 bis 1975 unter dem Begriff der „Nachkriegsmoderne“ zusammengefasst, der zumindest die Abgeschlossenheit dieser Epoche deutlich macht.

Im Ergebnis wurde eine Gesamtzahl von rund 300 bemerkenswerten Einfamilienhäusern in ganz Berlin recherchiert, natürlich ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Etwa zwei Drittel der Bauten befinden sich in den Bezirken Charlottenburg-Wilmersdorf und Steglitz-Zehlendorf.<sup>13</sup> Von diesen rund 300 Bauten wurden letztlich nur ca. 20 Prozent als unbedingt denkmalwürdig eingestuft – also etwa 60 Einfamilienhäuser. Eine sehr überschaubare Zahl. Dies entspricht weit weniger als einem Prozent, wenn man von einem Gesamtbestand von etwa 10.000 in den 50er und 60er Jahren neu errichteten Einfamilienhäusern in den einschlägigen Villenvororten ausgeht. Angesichts des verschwindend kleinen Anteils am Gesamtbestand und vor dem Hintergrund der starken Gefährdung dieser Bauten müsste es nach Auffassung des Autors auch politisch durchsetzbar sein, diese wenigen, architektonisch herausragenden Einfamilienhäuser in ihrer Gesamtheit unter Schutz zu stellen.

Abgesehen von den Einfamilienhäusern bedeutender Architekten und Auftraggeber wurden auch Gebäude berücksichtigt, die vornehmlich im Berliner Kontext erhaltenswert sind. Unter der Masse der seinerzeit besonders beliebten Bungalowbauten finden sich beispielsweise nur wenige architektonisch herausragende Beispiele. Haus Dr. Speck von Klaus Bergner (1961) zählt samt der bemerkenswerten bauzeitlichen Innenausstattung zu den wenigen Ausnahmen.<sup>14</sup>

Architekten-, Ärzte- und Künstlerhäuser bilden unter den schützenswerten Gebäuden die größte Gruppe. Als ein bedeutendes Beispiel sei hier nur das Wohn- und Atelierhaus von Hilde Weström für die Bildhauerin Ursula Hanke-Förster aufgeführt  $\triangleright$  4, das durch architektonische Klarheit und radikale Funktionalität besticht. Die kubisch-kompakten Baukörper nehmen sichtlich Bezug auf die niederländische Vorkriegs-Bewegung „De Stijl“.

Das 1965 entstandene Architekten-Wohnhaus von Hans Bandel, der viele Jahre als Kontaktarchitekt von Walter Gropius in Berlin arbeitete, ist von den Villenbauten Gropius' und Meyers aus den 1920er Jahren angeregt.<sup>15</sup> Haus Plettner von Jan und Rolf Rave (1970/71) ist das einzige konsequent in Sichtbeton ausgeführte Einfamilienhaus der Stadt.  $\triangleright$  7 Es zählt zu den Hauptwerken des Brutalismus in Berlin.<sup>16</sup>

### Die wichtigsten Architekten im Berliner Einfamilienhausbau der 60er Jahre

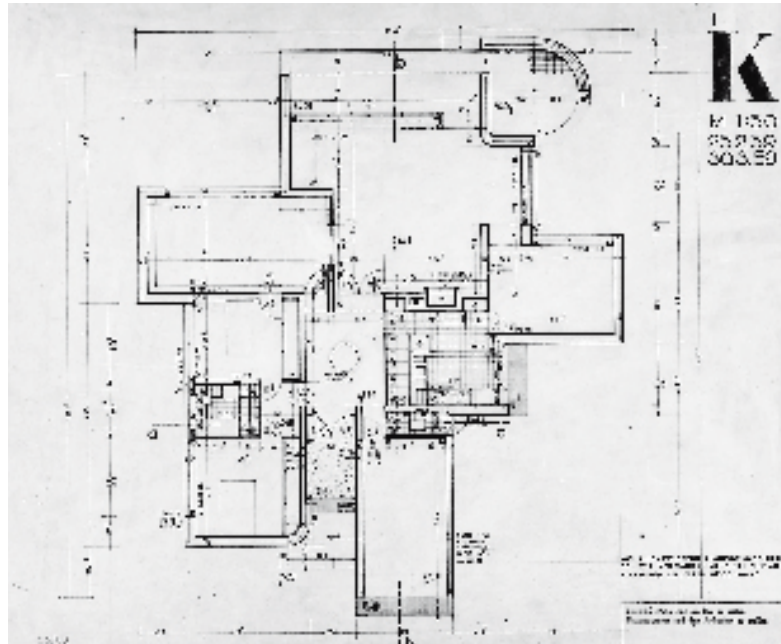
#### GEORG HEINRICHS

Georg Heinrichs ist wohl der bedeutendste Einfamilienhaus-Architekt im Nachkriegs-Berlin. Sein 1959/60 für den Feuilletonchef und Herausgeber des *Tagesspiegel*, Walter Karsch, errichtetes Wohnhaus zeigt bereits typische Merkmale der 60er-Jahre-Architektur.  $\triangleright$  5 Heinrichs errichtete keinen kubisch-kom-





5



6

**5** Haus Karsch, Klopstockstraße 37, Zehlendorf-Schlachtensee (Georg Heinrichs 1959/60). Foto Steigenberger 2006.  
**6** Grundriss Haus Karsch (Georg Heinrichs 1959/60). **7** Haus Plettner, Scharfe Lanke 51, Spandau-Pichelsdorf (Jan und Rolf Rave 1970/71). Foto um 1970.



7

pakten Baukörper wie damals üblich, sondern fasste das Innere als eine Art Raumlanschaft zusammen, die auch am Außenbau ablesbar ist. Dennoch könnte der Unterschied zur unten besprochenen „Scharoun-Schule“ kaum größer sein, denn Rechtwinkligkeit, Horizontalität, Funktionalität und Klarheit, die Ideale der „Neuen Sachlichkeit“, sind die durchgehenden Konstanten in Heinrichs Werk. Das Gebäude ist stark skulptural aufgefasst mit seinen ineinandergreifenden, nach Süden in die Höhe gestaffelten Räumen, die die unterschiedlichen Funktionsbereiche des Hauses widerspiegeln. An Garage und Eingangsbereich als den flachsten Bauteilen schließen die um eine zentrale Eingangshalle gruppierten Schlaf- und Funktionsräume an, denen auch das Arbeitszimmer in der Südost- und die mit dem Wohnraum verbundene Essnische in der Südwest-Ecke zugeordnet sind. ▷ 6 Das zum Garten hin geöffnete große Wohnzimmer mit seiner Kaminbekrönung tritt als wichtigster und zugleich höchster Gebäudeteil markant hervor. Die horizontal gelagerten, breiten Fenstersprossen und der Softline-Schwung einiger Mauerelemente weisen in die 60er Jahre voraus. Haus Karsch steht unter Denkmalschutz und wurde vor fünf Jahren vom Architekten selbst vorbildlich restauriert.

Auch das 1960 entworfene Haus Müllerburg ist bereits in die Denkmalliste aufgenommen worden. ▷ 8 Hier ließ sich Heinrichs nach eigener Aussage von einem Haus Ludwig Hilberseimers am Rupenhorn inspirieren, das damals noch mit weiß glasierten Riemchen, sogenannten „Berliner Pfeiffenköpfen“, verkleidet war. Heute ist das Haus leider verputzt.

Nicht denkmalgeschützt sind das Erstlingswerk des Architekten in Berlin, Haus Gause<sup>17</sup> von 1957/58, und das 1961 errichtete Wohnhaus Dr. Schätzing ▷ 9, in dem Heinrichs auf beschränktestem Raum auch eine Arztpraxis unterbringen musste. Bereits beim Entwurf der frühen Einfamilienhäuser hatte Georg Heinrichs seinen auch für alle späteren Bauprojekte charakteristischen Zeichenstil ausgeprägt. Eine leicht onduierte Linienführung ermöglichte ihm, Grundrisse, Aufrisse und Schnitte freihändig zu entwickeln. Quasi als Destillat seiner Entwurfsidee fertigte Heinrichs während der Konzeptionsphase immer auch zahllose sogenannte „Strukturskizzen“. Sie muten wie kalligrafische Zeichnungen an und besitzen eine ganz eigenständige, künstlerische Ausdruckskraft.<sup>18</sup>

Jedes der vier im Zeitraum von nur fünf Jahren entworfenen Einfamilienhäuser Georg Heinrichs' ist ein markantes, eng auf die Bedürfnisse der Bewohner abgestimmtes Haus-Individuum. Selbst Wolf Jobst Siedler, der sich seit seinem Buch *Die gemordete Stadt* von 1964 als zunehmend einseitig werdender Moderne-Skeptiker einen Namen gemacht hat,<sup>19</sup> zollte den Häusern von Heinrichs großen Respekt. Im Vorwort zu einer 1984 erschienenen Monografie des Architekten schrieb er: „Wenn irgendwo im Wohnhausbau der Nachkriegszeit an die Ideale des Bauhauses angeknüpft wurde, so in jenen Einfamilienhäusern, die Oswald Mathias Ungers in Köln und Georg Heinrichs in Berlin bauten.“<sup>20</sup>

Heinrichs hat zu Beginn der 60er Jahre, zeitweise in Gemeinschaft mit Hans Christian Müller, eines der größten Berliner Architekturbüros aufgebaut, das vornehmlich im Sozialen Wohnungsbau tätig war. Auch das war typisch für die West-Berliner Situation: Großprojekte wie die Generalplanung für das Märkische Viertel seit 1960 oder die Autobahnüberbauung in der Schlangenbader Straße von 1976–1982 gehören zu seinen bekanntesten Arbeiten. Die außerordentliche Bedeutung für Berlin lässt es wünschenswert erscheinen, das Frühwerk des Architekten komplett in die Denkmalliste aufzunehmen.

## WERNER DÜTTMANN

Als Architekt, Stadtplaner und Baupolitiker, aber auch als geistreicher und kritischer Kommentator hat Werner Düttmann die Architekturentwicklung West-Berlins in den 60er und 70er Jahren wie kaum ein anderer geprägt. Von 1960–66 war er Senatsbaudirektor und von 1971 bis zu seinem Tode 1983 Präsident der Berliner Akademie der Künste, deren Haus im Berliner Hansaviertel er 1958–60 errichtete. Es zählt zu den Meilensteinen bundesrepublikanischer Baukunst. Düttmann war in fast allen Architektur-Genres, vor allem aber im Sozialen Wohnungsbau, tätig. Bei den Einfamilienhäusern hat er sich intensiv mit den individuellen Wohnbedürfnissen seiner Bauherren auseinandergesetzt. Mit vielen war er zeitlebens freundschaftlich verbunden, so beispielsweise mit der Familie Salzenbrodt, für die er 1962/63 ein Einfamilienhaus in Tegel errichtete und 1968/69 in Frohnau ein Doppelwohnhaus aus den 1930er Jahren umbaute und bedeutend erweiterte.<sup>21</sup> Ohne seine eigene Handschrift zu verleugnen, hat er hier den Charakter der kleinteiligen Altbauten bewahrt.

Beim Haus Dr. Dienst in Berlin-Grunewald war auf einem dreieckigen, spitzwinkligen Grundstück neben der Wohnung des Bauherren ein großes Ingenieurbüro unterzubringen. ▷ 10 Der Charakter des Villenviertels sollte nicht beeinträchtigt werden. Düttmann löste die schwierige Grundstückssituation, indem er das Haus auf allen Seiten zurücksetzte, gleichzeitig aber die Grundstücksform im Grundriss aufgriff. Über einem eingezogenen Sockelbereich, in dem vorwiegend Funktionsräume untergebracht wurden, sitzt das mächtige, vorkragende Bürogeschoss. Im wiederum stark zurücktretenden und niedrigeren zweiten Obergeschoss wurde die Wohnung untergebracht. Die Klinkerverkleidung der Wände nimmt auf die umliegende Villenbebauung Bezug, in die sich das Gebäude durch seine geschickte Proportionierung nahtlos einfügt.

Sein bedeutendstes Einfamilienhaus errichtete Düttmann 1964–66 für den Arzt und Grafiker Walter Menne in Berlin-Kladow. ▷ 11 Auch bei diesem Haus wird eindrucksvoll deutlich, wie intensiv sich der Architekt mit den individuellen Nutzungsanforderungen des Bauherrn auseinandersetzte. Meditative Ruhe und Abgeschiedenheit, große, funktionale Arbeits- und Ausstellungsräume sowie eine sinnvolle Verzahnung mit dem Wohnbereich waren die Forderungen des Künstlers. Menne war von den Atelierwohnungen in der Berliner Akademie der Künste stark beeindruckt und wünschte sich einen identischen Raum in seinem Haus. Düttmann schuf aus diesen Vorgaben auf dem knapp 3000 Quadratmeter großen Grundstück ein von intimen Wohnhöfen umschlossenes Ensemble kubisch gegliederter Baukörper mit einem Wohn- und einem Ateliertrakt, Tusch- und Arbeitsräumen. Der zweigeschossige Atelier- und Ausstellungsraum ist das Herz der Z-förmigen Anlage und tritt als höchster Gebäudeteil mit einem großen Fensterband im Norden markant hervor. Das Haus ist ganz in Schwarz-Weiß-Tönen gehalten, den „Farben“, mit denen auch der Grafiker Menne vornehmlich arbeitete.

## GÜNTER HÖNOW

Denkmalwürdig sind auch die Wohnhäuser von Günter Hönow, von denen die Häuser Häberer I und Häberer II bereits sehr stark verändert sind.<sup>22</sup> Hönow konnte sich schon als junger Architekt mit seinem Hofhaus im Berliner Hansaviertel von 1957 einen Namen machen. Sein bekanntestes Bauwerk ist die





8

8 Haus Müllerburg, Sensenburger Allee 19a, Charlottenburg-Westend (Georg Heinrichs 1960). Foto Wolf Lücking um 1960. 9 Haus Dr. Schätzing, Clayallee 256, Zehlendorf (Georg Heinrichs 1960–61). Foto Wolf Lücking um 1960. 10 Haus Dr. Dienst, Herthastraße/ Bismarckallee 21, Wilmersdorf-Grunewald (Werner Düttmann 1965). Foto Steigenberger 2005.



9



10

Deutsche Bank am Ernst-Reuter-Platz, die Mitte der 60er Jahre entstand. Amerikanische Wohnhäuser der 1940er und 50er Jahre und die dänische Nachkriegsarchitektur gehörten zu seinen wichtigsten Vorbildern. Entgegen dem allgemeinen Trend des sich auflösenden, differenzierten Baukörpers – Haus Karsch von Georg Heinrichs wurde als ein frühes Beispiel hierfür vorgestellt – bevorzugte Günter Hönow noch bis zum Ende der 60er Jahre die kubisch-kompakten Formen der internationalen Moderne. Gleichzeitig ist die Materialität und Detailgestaltung seiner Bauten ganz den 60er Jahren verpflichtet, was beispielsweise in der Holzrustikalität der Loggien oder den breiten Dachabschlüssen seiner Bauten zum Ausdruck kommt.

Interessant bei der Gestaltung von Haus Immenhausen (1964)<sup>23</sup> ist die wahrscheinlich direkte Abhängigkeit von einem nicht ausgeführten Entwurf Marcel Breuers, der 1949 im Ausstellungskatalog der einflussreichen Retrospektive des Architekten im Museum of Modern Art veröffentlicht wurde.<sup>24</sup> Der H-förmige Zweizellen-Grundriss mit *split-level* und einer räumlichen Trennung der Funktionen in Tag- und Nachtbereiche stimmen ebenso überein wie die fast identische Innenraumdisposition: Bad, Schlaf- und Wohnzimmer, das Treppenhaus und sogar die Schrankwand im rechten Gebäudeflügel kehren in nahezu gleicher Position auf beiden Grundrissen wieder. Auch der Aufriss von Haus Immenhausen mit dem für Breuer typischen, sogenannten „Schmetterlingsdach“ zeigt eine starke Verwandtschaft. Diese künstlerischen Anleihen schmälern jedoch nicht die architektonische Bedeutung der Bauten von Günter Hönow mit ihren durchaus eigenständigen Formen, deren hohe Qualität in Detailgestaltung, Ausführung und konstruktiver Logik zum Ausdruck kommt. ▷ 12

Hönows architektonische Ideale – Rechtwinkligkeit, Introvertiertheit und eine klare Innenraumdisposition – finden sich am eindrucksvollsten bei seinem eigenen Wohnhaus von 1967 verwirklicht. ▷ 10 Der auf Wandscheiben gestellte und wie schwebend wirkende *cube* mit seinen fassadenbündig eingeschnittenen, schmalen Fensterschlitz ist zur Straße hin kaum geöffnet. Lediglich zum Garten wird die Fassade durch eine vorgelagerte Loggia aufgebrochen. Das differenzierte Innenleben der um zwei Wohnhöfe gruppierten, lichtdurchfluteten Räume mit ihren mannigfaltigen Blickbeziehungen ist am Außenbau nicht ablesbar. Grundform ist auch hier, wie bei Haus Immenhausen, der auf Breuer zurückgehende Zweizellentypus: Wohn- und Schlafbereich sind durch das Treppenhaus und die beiden Innenhöfe voneinander getrennt. Auch dieses Haus ist nahezu unverändert erhalten. Eine Aufnahme des Wohnzimmers vermag nur ansatzweise einen Eindruck zu geben von der hohen Qualität der Innenarchitektur mit teilweise von Hönow selbst entworfenen Möbeln, die geschickt mit Design-Klassikern kombiniert wurden. ▷ 14

Die Häuser Immenhausen und Hönow stehen nicht unter Denkmalschutz.

#### HANS SCHAROUN UND DIE SCHAROUN-SCHULE

Hans Scharouns heute weithin bekannte Einfamilienhäuser der 30er Jahre hatten nach dem Zweiten Weltkrieg für viele Berliner Architekten Vorbildcharakter. Im Wohnungsbau kann regelrecht von einer „Scharoun-Schule“ gesprochen werden, der unter anderen Chen Kuen Lee, Peter Pfankuch, Sergius Ruegenberg und Heinz Schudnagies angehörten. Auch der einflussreiche Chefredakteur der *Bauwelt*,

Ulrich Conrads, propagierte diese Richtung mit Nachdruck. Scharoun selbst, der mit der Berliner Philharmonie und der Staatsbibliothek zwei der markantesten Bauten der Bundesrepublik schuf, errichtete nach dem Zweiten Weltkrieg nur noch zwei Einfamilienhäuser: Haus Köpke in Berlin von 1959–68 ▷ 15, das bedeutendere und frühere Beispiel, und Haus Tormann in Bad Homburg v.d. Höhe (1965/66).

Mit seinen rund 400 Quadratmetern Wohnfläche gehört Haus Köpke zu den aufwendigsten Berliner Privathäusern dieser Jahre. Wichtige Gedanken, die Scharoun bereits bei seinen früheren Einfamilienhäusern verwirklicht hatte, kehren hier wieder: besonders der als weitläufige, stark differenzierte Raumlanschaft konzipierte Wohnbereich, dessen einzelne Abschnitte fließend ineinander übergehen und dennoch optisch stark differenziert sind. Unterschiedliche Raumhöhen und Raumformen, Niveausprünge und die jeweils individuelle Belichtung durch verschiedenartige Fensterformate vermitteln dem Durchschreitenden einen ständig neuen Raumeindruck. Innen- und Außenraum sind durch vielfache Blickbeziehungen miteinander verwoben. Große Fenster, Balkone sowie zwei Terrassen und ein gedeckter Sitzplatz ermöglichen überall den Kontakt mit der Natur. Die Grünflächengestaltung mit einem zeittypischen Senkgarten vor der Südwestseite stammt von Hermann Mattern, mit dem Scharoun zeitlebens befreundet war und dessen Wohnhaus in Bornim bei Potsdam er 1934 errichtet hatte.

Trotz gehobener Wohnansprüche – allein das Elternschlafzimmer und die Küche besitzen jeweils ca. 30 Quadratmeter – vermied Scharoun jede repräsentative Geste. Die verwendeten Materialien lassen den Bezug zum Brutalismus englischer Prägung erkennen. Für die Fassadenverkleidung wurden rötlich-brauner Klinker und eine grobe Holzverschalung verwendet. Die auskragenden Teile der Dach- und Deckenplatte sind betonsichtig gehalten. Auch die weiß gestrichenen Fenster mit ihren breiten Profilen sind zeittypisch.

Die fast zehnjährige Bauzeit von Haus Köpke spiegelt die bewegte Geschichte dieser Jahre in Berlin wider. Bereits im Oktober 1959 lagen die Pläne vor; der Baubeginn wurde aber von Jahr zu Jahr verschoben. Nach dem Mauerbau 1961 konnte sich die damals noch in Hamburg ansässige junge Familie nicht zu einem Umzug entschließen. So wurden 1965 zunächst nur der eingeschossige südliche Trakt des Gebäudes mit rund 100 Quadratmetern Wohnfläche sowie die an der nördlichen Grundstücksgrenze gelegene Garage als Berliner Wohnhaus für Hans Köpke realisiert. 1967 entschied sich die Familie, doch nach Berlin umzuziehen. In einem zweiten Bauabschnitt wurde bis zum Frühjahr 1968 das weitläufige Haupthaus errichtet, wobei Scharoun wiederum, abgesehen von unwesentlichen Änderungen, an seinen Plänen von 1959 festhielt. Sein einmal gefundener Architekturstil hatte auch zehn Jahre später noch Gültigkeit.

Hans Scharouns einziges nach dem Zweiten Weltkrieg errichtetes Einfamilienhaus in Berlin und die bedeutende Gartengestaltung von Hermann Mattern wurden bislang von der Denkmalpflege nicht erfasst. Das für die Scharoun-Schule typische Festhalten am einmal gefundenen architektonischen Konzept fällt auch bei den Bauten von Heinz Schudnagies, dem produktivsten Einfamilienhaus-Architekten dieser Richtung, auf. Wie Scharoun hat Schudnagies seinen Architekturstil zwischen dem Ende der 50er und dem Anfang der 70er Jahre kaum geändert,<sup>25</sup> was beispielhaft belegt, wie stark eine Epochen-Unterteilung in 50er- und 60er-Jahre-Architektur die Zusammenhänge vereinfacht.





11



13

11 Haus Dr. Menne, Zingerleweg 29, 31/Bartschweg, Spandau-Kladow (Werner Düttmann 1967). Foto um 1970. 12 Haus Immenhausen, Arnold-Knoblauch-Ring 51, Zehlendorf-Wannsee (Günter Hönow 1964). Foto um 1965. 13 Haus Hönow, Otto-Erich-Straße 20, Zehlendorf-Wannsee (Günter Hönow 1967). Foto Jochen Nuss 2005. 14 Haus Hönow, Wohnzimmer (Günter Hönow 1967). Foto Wolfgang Bittner 2002.



12



14

**Schlussbemerkung** Am Beispiel Berlins kann die Qualität der Einfamilienhaus-Architektur im Nachkriegs-Deutschland bis etwa 1975 exemplarisch verdeutlicht werden. Für den vorliegenden Band wurden vornehmlich Beispiele aus den 60er Jahren ausgewählt. Die Erhaltungsproblematik betrifft jedoch die ganze Epoche. Eine Unterschutzstellung bleibt das einzige probate Mittel, wenigstens die bedeutendsten Einfamilienhäuser der 50er und 60er Jahre vor weiteren Abrissen zu bewahren. Damit allein ist es aber nicht getan. Die Architekturgeschichtsschreibung in Deutschland müsste sich viel mehr mit den Einfamilienhäusern der Nachkriegsmoderne befassen und deren architektonische Qualitäten und Besonderheiten herausarbeiten. Wie selten im 20. Jahrhundert waren gerade in den 60er Jahren Malerei, Skulptur und Architektur miteinander verbunden und beeinflussten sich gegenseitig.<sup>26</sup> Doch während die Werke der Pop Art, des Minimalismus und abstrakten Expressionismus usw. längst Einzug gehalten haben in die großen Museen der Welt, begegnen selbst viele Kunsthistoriker der zeitgleich entstandenen Architektur mit Vorurteilen oder ignorieren sie gänzlich. Und nicht nur Politiker lasten die damals insbesondere im Städtebau begangenen Fehler der Architekturepoche schlechthin an.<sup>27</sup> Gleichzeitig nimmt die Akzeptanz in der Bevölkerung zu. Die Kunstgeschichte insgesamt – und nicht nur die Denkmalpflege – müsste hier vermittelnd wirken und die interessierte Öffentlichkeit für die Qualitäten und die Vielseitigkeit der Architektur der Nachkriegsmoderne sensibilisieren und begeistern. Die bisher gemachten Anstrengungen reichen bei weitem nicht aus. Durch die Verbindung aus einer systematischen wissenschaftlichen Aufarbeitung, der Unterschutzstellung der wichtigsten Bauten und gleichzeitig einer breitenwirksamen Öffentlichkeitsarbeit wäre viel zu erreichen.



15

**15** Haus Köpke, Dohnenstieg 10, Zehlendorf-Dahlem  
(Hans Scharoun 1959–67). Foto Steigenberger 2004.



Im November 1963 organisierte der Bund Deutscher Architekten eine Tagung in Gelsenkirchen mit dem Titel *Gesellschaft durch Dichte*.<sup>1</sup> Mit diesem Motto reagierten die Delegierten auf eine neue Diskussion im deutschen Städtebau, die erst drei Jahre zuvor durch den Soziologen Edgar Salin während der Konferenz des Deutschen Städtetages in Augsburg zumindest öffentlich initiiert worden war.<sup>2</sup> In seinem Vortrag hatte sich Salin nicht nur mit dem Terminus und der Geschichte der Urbanität beschäftigt, sondern zugleich die Forderung aufgestellt, „neue, echte Urbanität“, wie er es nannte, in der zukünftigen Stadtplanung zu entwickeln.<sup>3</sup> „Dichte“ und „Urbanität“ wurden fortan zu Schlüsselbegriffen in der städtebaulichen Diskussion und führten, prägnant in eine einfache Formel verpackt, zu einem neuen urbanistischen Leitbild: zur „urbanen und verdichteten Stadt“.<sup>4</sup>

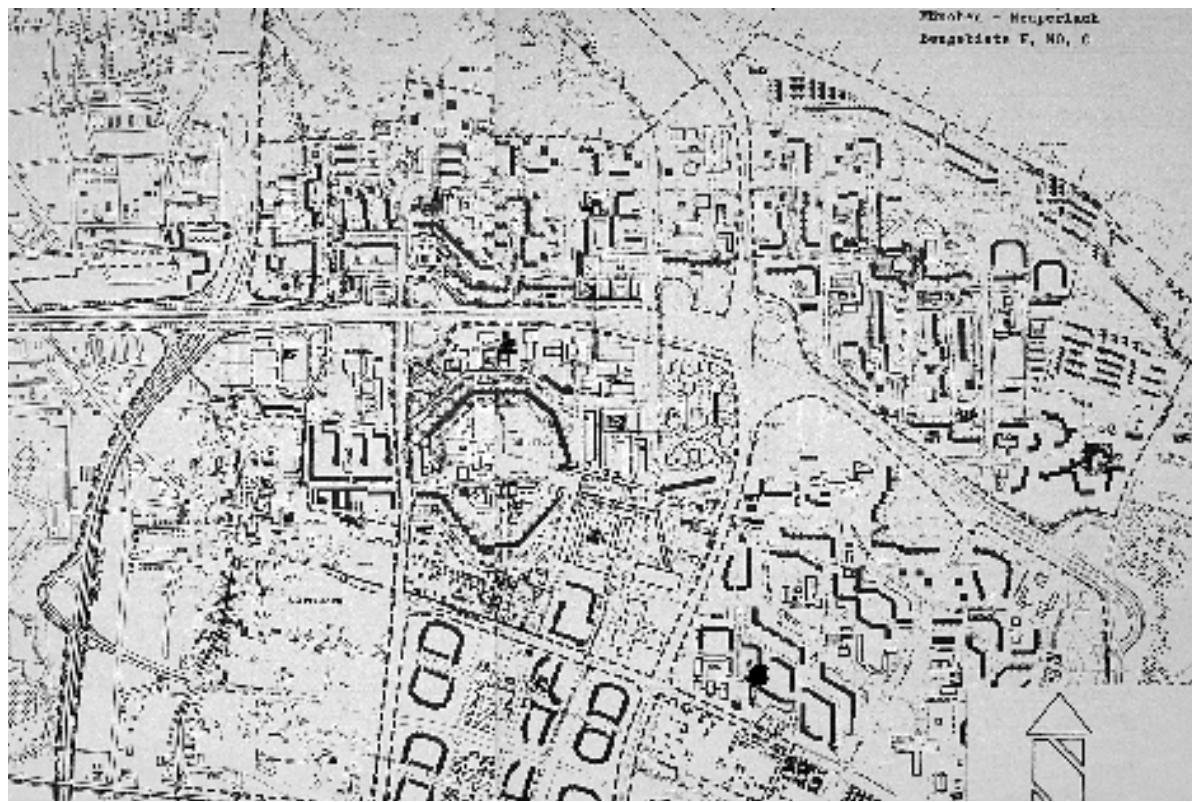
Dieser als Paradigmenwechsel bezeichnete Umdenkprozess etablierte sich nach einer erstaunlich kurzen Entwicklungsphase und bestimmte im Verlauf der 60er Jahre die bundesdeutsche Städte- und Siedlungsplanung.<sup>5</sup> Doch schon 1971 auf dem Deutschen Städtetag in München, dessen Motto *Rettet unsere Städte jetzt!* wie ein dramatischer Appell klang, wurden Stimmen laut, die sich gegen die vorherrschenden urbanistischen Grundsätze aussprachen.<sup>6</sup> So kritisierte der damalige Münchner Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel den „gewaltige[n] Strom von Beton, der sich täglich, stündlich, ja in jeder Minute durch unsere Städte ergießt“.<sup>7</sup> Andere Teilnehmer des Städtetages, wie der Journalist Hermann Funke, formulierten ihre Einwände gar als eine offene und unmissverständliche Anklage.<sup>8</sup> Deutlich genug wurde damit die Abkehr von einem städtebaulichen Leitbild vollzogen, mit dessen Konzeption man erst seit 1960, ausgelöst durch Edgar Salins Forderung nach einer „neuen Urbanität“, begonnen hatte.<sup>9</sup> Nicht nur zeitlich gesehen entspricht die Maxime der „urbanen und verdichteten Stadt“ exakt den 60er Jahren. Auch inhaltlich ist sie direkter Ausdruck jener Zielvorstellungen, die dieses Jahrzehnt entscheidend geprägt haben. Dabei ging es jedoch zunächst um eine grundlegende Kritik an dem bis in die späten 50er Jahre vorherrschenden Idealbild der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“.<sup>10</sup> Die hierbei gewöhnlich propagierten Gestaltungsformeln der „räumlichen Entflechtung“ oder „Auflockerung“, die durch eine erhebliche Reduktion der Bebauungsdichte bei gleichzeitiger Erhöhung der Grünflächen erreicht wurden, galten den neuen Vorstellungen zufolge als antiurban. Auch die teilweise rigide Funktionstrennung in unterschiedliche Nutzungsbereiche empfand man nun als stadtzerstörend und konnte dies anhand der typischen Wohnsiedlungen der 50er Jahre mit ihrem überwiegend monotonen Erscheinungsbild sinnfällig dokumentieren. Zudem war die Maßeinheit der überschaubaren Nachbarschaft in diesen Siedlungen ein im Grunde kleinstädtisches Ordnungsprinzip, das man mit dem Wunsch nach neuer Urbanität sicherlich nicht mehr in Einklang bringen konnte.

So lässt sich das neue Leitbild der 60er Jahre als ein bewusst kalkulierter Gegenentwurf gegen die vormals bestehenden Ideale interpretieren, bei dem man, wie in einer Art simplem Umkehrschluss, die alten Konstanten der „Auflockerung“ und „Gliederung“ durch die neuen der „Verdichtung“ und „Verflechtung“ ersetzte; so als ob man gehofft habe, dass man nur die Vorzeichen zu verändern brauche, um ein sinnvolles Konzept für den Städtebau zu erhalten. Wie es sich im Nachhinein gezeigt hat, konnte eine derart einfache antithetische Rechnung allerdings nicht aufgehen. Dieser kritische Umdenkprozess zu Beginn der 60er Jahre ist aber nur eine Voraussetzung gewesen, um die zukünftigen Richtlinien

im Urbanismus festzulegen. Ebenso wichtig war eine nunmehr positiv konnotierte Erwartungshaltung oder vielmehr Aufbruchsstimmung, die aus der damaligen gesellschaftlichen und vor allem wirtschaftlichen Gesamtsituation in der Bundesrepublik resultierte und die mit Hilfe des neuen Leitbildes veranschaulicht werden sollte.<sup>11</sup>

Die 60er Jahre sind die Blütezeit des deutschen Wirtschaftswunders gewesen: einerseits enorme Wachstumsraten, Vollbeschäftigung und ein satter Wohlstand und andererseits der uneingeschränkte Glaube an einen industriellen Fortschritt, mit dem praktisch alles möglich und auch technisch realisierbar erschien. Im Städtebau wollte man diese Maximalvorstellungen nicht nur manifestieren, sondern, ungleich wichtiger, auch visualisieren. Allein quantitativ wurde 1964 der erste Höhepunkt in der Wohnbautätigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg erreicht, als man mit über 600.000 fertiggestellten Wohnungen einen neuen Rekord aufstellte.<sup>12</sup> Das Streben nach Höchstleistungen musste aber ebenso in den neuen urbanistischen Ideen zum Ausdruck kommen, denn die zwar kontinuierlich steigenden, aber letztlich abstrakten Zahlen von Hunderttausenden errichteter Wohnungen pro Jahr waren als ein optisch wirksamer Bedeutungsträger nicht ausreichend genug. Fast zwangsläufig wurden nun hauptsächlich im Siedlungsbau alle nur erdenklichen Parameter zu einer kaum mehr überbietbaren Maximalgröße gesteigert. Ob es sich um die Einwohnerzahlen der neuen Siedlungen, um die Geschosshöhen der kollektiven Wohneinheiten, um die Größe des Verkehrsnetzes oder um die Fläche des Einzugsgebietes handelte, alles wurde jetzt nach dem Prinzip der Superlative konzipiert. So gesehen ist das Leitbild der urbanen und verdichteten Stadt vor allem ein Sinnbild für das Wirtschaftswunder der 60er Jahre und kann auch nur aus dieser Zeit mit ihren teilweise übersteigerten Zielvorstellungen heraus erklärt werden. Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass sich die städtebaulichen Ideale am deutlichsten in den Großsiedlungen der 60er Jahre ausgeprägt haben, galten diese doch als weithin sichtbare Manifeste in der städtischen Peripherie, die nur selten auf einen bereits bestehenden urbanen Kontext reagieren mussten und deshalb völlig autonom geplant werden konnten. Nicht umsonst hat man im offiziellen Sprachgebrauch jene von der Regierung unterstützten Siedlungsbaukonzepte als so genannte „Demonstrativbauvorhaben“ bezeichnet.<sup>13</sup>

Mustergültig hierfür steht die Entlastungsstadt Neuperlach am Münchner Stadtrand, die als die größte bundesdeutsche Siedlungsmaßnahme der 60er Jahre gilt, zumindest was das ursprüngliche Bauprogramm betrifft.<sup>14</sup> > 1, 2 Schon die anfänglich konzipierte Siedlungsgröße ist beeindruckend: Geplant waren etwa 25.000 Wohneinheiten, aufgegliedert in sechs Wohnquartiere mit jeweils 10.000–15.000 Einwohnern. Der Gesamtzahl von mindestens 80.000 Einwohnern stellte man einen Bedarf von etwa 40.000 Arbeitsplätzen in den geplanten Industriegebieten gegenüber. Als regionales Zentrum sollte Neuperlach einen Einzugsbereich von etwa 400.000 Einwohnern erhalten. Gedacht war die Entlastungsstadt zunächst als eine geschlossene Siedlungseinheit im städtischen Außenbereich, die trotz einer gewissen Abhängigkeit von der Kernstadt eine eigene urbane Identität entwickeln sollte. Um dies zu erreichen, wurde eine komplexe Organisationsform gewählt, die man sich nach Fertigstellung der Siedlung – quasi in einem idealen Endzustand – als architektonisch verdichtet, funktional verflochten und sozial durchmischt vorstellte. Notwendig hierfür war ein Zentrum mit gewaltig dimensionierten

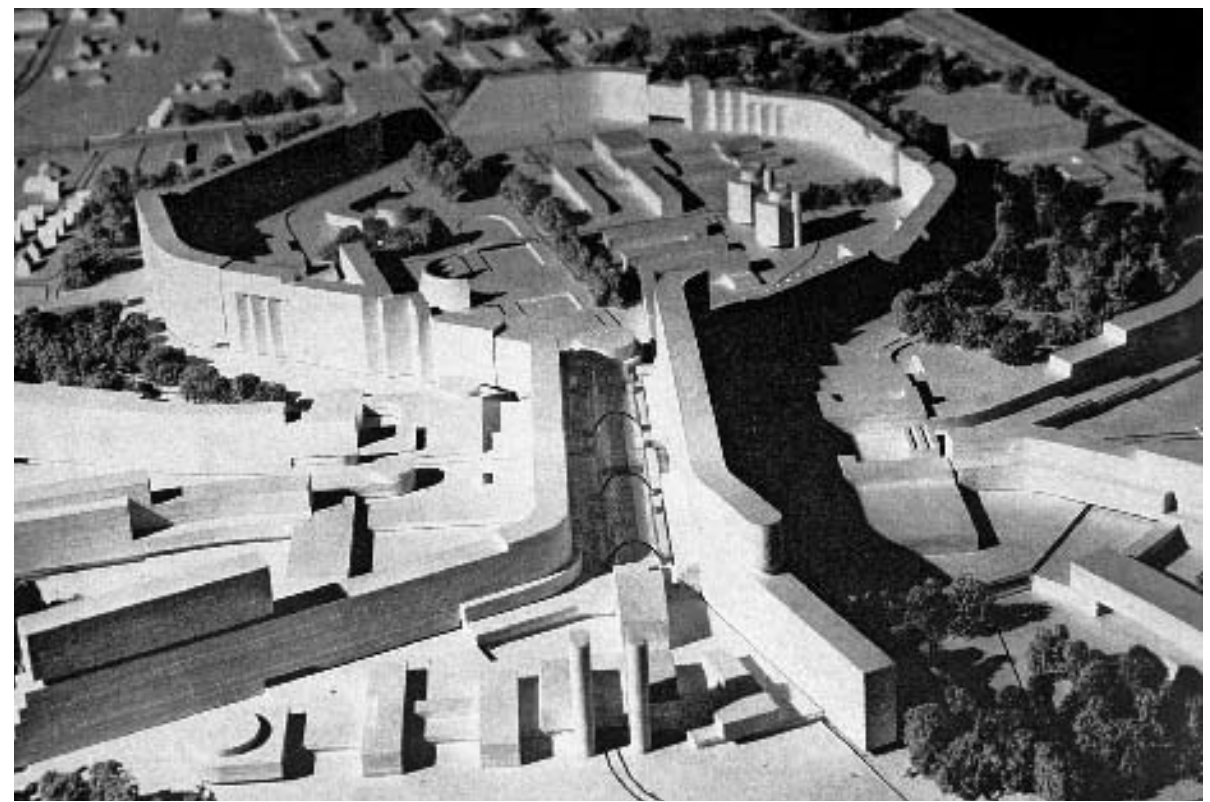


1



2

1 München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, Gesamtplan.  
 2 München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, Gesamtmodell.



3



4

3 München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, Modell des geplanten Siedlungszentrums.  
 4 München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, sog. „Wohnring“ im Siedlungszentrum, Außenansicht. Foto Krämer, um 1996.



Infrastrukturen, bestehend aus den verschiedenen Versorgungs- und Gemeinschaftseinrichtungen, auf das nicht nur das gesamte Siedlungsgebiet, sondern vor allem auch der regionale Einzugsbereich ausgerichtet waren. ▷ 3 Ein weiterer Schwerpunkt lag auf der Ausarbeitung eines differenzierten Verkehrssystems. Unterteilt in unterschiedliche Straßen- und Wegetypen sollte damit die problemlose Erschließung der gesamten Siedlungsstruktur bis zu den einzelnen Wohnblöcken gewährleistet werden. Schließlich wurden noch verschiedene Haus- und Wohnbautypen kombiniert, um das bereits hinreichend bekannte monotone Erscheinungsbild zu verhindern und stattdessen einen visuellen Erlebnisgehalt und eine städtische Atmosphäre in der Siedlung zu erzeugen. Plante man im nördlichen Bereich vorwiegend Scheiben- und Punkthochhäuser, so favorisierte man im östlichen Bereich raumbildende Wohnschlangen. ▷ 1 Optischer Zielpunkt der gesamten Anlage war der sogenannte „Wohrning“, der mit dem Hauptzentrum verbunden war und eine riesige, polygonal gebrochene Häuserkette mit einem Durchmesser von 450 Metern ausbildete. ▷ 3 Bei all dieser typologischen Variationsbreite blieben aber stets eine kompakte bauliche Verdichtung und eine hohe Wohnkonzentration verbindlich. Da bei diesem gigantischen Bauvorhaben mit einem immensen Planungsaufwand zu rechnen war, wurde die Siedlung in zeitlich aufeinanderfolgenden Abschnitten entworfen und stufenweise fertiggestellt. Als übergeordneter Planungs- und Bauträger wurde die Neue Heimat Bayern bestimmt, die sich zur Übernahme der gesamten Siedlungskonzeption verpflichtete, von der Bauflächenerschließung bis zur Gesamt- bzw. Teilbebauungsplanung.

Der Grundstein für die Entlastungsstadt Neuperlach wurde im Mai 1967 gelegt. Damit begann ein folgenschwerer Prozess mit einer Serie von Veränderungen, Einschränkungen und Korrekturen, wie man ihn auch bei anderen bundesdeutschen Siedlungsvorhaben der 1960er Jahre beobachten kann. Mit jedem neuen Bauabschnitt, der in Neuperlach begonnen wurde, traten gerade die negativen Seiten dieses Siedlungskonzeptes immer deutlicher zutage, bis man zu Beginn der 80er Jahre eine grundlegende Revision der ursprünglichen Planung durchführte.<sup>15</sup> Der erste radikale Einschnitt erfolgte 1973 mit der vorläufigen Einstellung der Zentrumsplanung.<sup>16</sup> Die bis dahin bevorzugte Idee eines multifunktionalen, mit großen Infrastrukturen ausgestatteten Siedlungsmittelpunktes wurde aufgegeben. Erst Anfang der 80er Jahre wurde dann, verbunden mit einer zum Stadtkern führenden U-Bahnlinie, in vielfach kleineren Dimensionen ein Einkaufszentrum eröffnet. Das bedeutet, dass die zuerst errichteten Siedlungsquartiere für mehr als ein Jahrzehnt nur über eine stufenweise verlängerte Straßenbahnlinie an das öffentliche Nahverkehrsnetz angebunden und die für das tägliche Leben notwendigen Sekundäreinrichtungen lediglich in einem Minimalumfang bereitgestellt waren. Die Dominanz der Verkehrsstruktur, sichtbar orientiert an der damals vorherrschenden Doktrin der „autogerechten Stadt“, führte zu einer Überdimensionierung der Straßensysteme.<sup>17</sup> Selbst zwischen den einzelnen Siedlungsquartieren wurden nun mehrspurige Autostraßen angelegt. Was dadurch völlig verloren ging, war das Erscheinungsbild eines intakten städtischen Gewebes.

Grundlage der gesamten Planung war die Forderung nach einer hohen baulichen Verdichtung als Voraussetzung für den urbanen Charakter der Siedlung. Dieser Anspruch wurde insofern missdeutet, als man die maßlose Vergrößerung der Baumassen bei gleichzeitiger Erhöhung der Geschosshöhen zum

Entwurfprinzip erhob. Der zentrale „Wohrning“ mit bis zu 18 Geschossen und über 1500 Wohneinheiten ist hierfür ein lehrreiches Beispiel. ▷ 3, 4 Auch zeigt dessen Außengestaltung sehr gut, wie man ein im Grunde völlig schematisiertes Gebäudeprogramm durch räumliche Staffelung, farbliche Differenzierung und plastische Hervorhebung zu gliedern versuchte. Überall in Neuperlach ist die Anstrengung zu verspüren, bauliche Monotonie durch Detailgestaltung kompensieren zu wollen. Ein weitaus tristeres Erscheinungsbild bot allerdings noch das unmittelbare Wohnumfeld. Das schon von den nachkriegszeitlichen Siedlungsanlagen bekannte Abstandsgrün beherrschte auch in Neuperlach die Freiflächen zwischen den einzelnen Wohnblöcken. Die in den offiziellen Berichten stets hervorgehobene Erlebnisgestaltung wurde zu einem einfallslosen Entwurfskalkül degradiert, bei dem man mit simplen Betonfertigteilen eine ereignisreiche Atmosphäre zu erzeugen versuchte.<sup>18</sup> Ein Blick auf die sogenannte „Spielstraße“ im nördlichen Zentrum der Anlage kann dies dokumentieren. ▷ 5 Anstelle von klar definierten Stadträumen für das öffentliche Leben entstanden nun überall völlig indifferente Zwischenräume, die von den Bewohnern offensichtlich nicht in der Art und Intensität benutzt wurden, wie es sich die Planer ursprünglich vorgestellt hatten.

Dies waren also die viel gepriesene „Rückkehr zur Urbanität“ und die bei derartigen Siedlungsvorhaben stets heraufbeschworene „Erlebnisdichte“ als Voraussetzung für ein mannigfaltiges, kommunikatives und lebendiges Wohnen.<sup>19</sup> Bei kaum einer anderen Maxime im bundesdeutschen Städtebau nach dem Zweiten Weltkrieg klafften Anspruch und Wirklichkeit so weit auseinander wie bei dem Leitbild der „urbanen und verdichteten Stadt“. Dabei hatten sich schon in den frühen 60er Jahren kritische Stimmen zu Wort gemeldet, die vor den Gefahren dieser Modellvorstellung warnten, so beispielsweise mehrere Referenten bei der zu Anfang erwähnten BDA-Tagung 1963 in Gelsenkirchen, die darauf verwiesen, dass das Entwurfprinzip der Verdichtung alleine nicht ausreiche, um Urbanität zu schaffen.<sup>20</sup> Noch deutlicher wurde die Kritik zwei Jahre später in Alexander Mitscherlichs Pamphlet mit dem Titel *Die Unwirtlichkeit unserer Städte* formuliert.<sup>21</sup> Nicht nur, dass Mitscherlich die Monotonie und den daraus resultierenden Verfall der kommunalen Öffentlichkeit in den Trabantenstädten mit ungewöhnlich aggressiven Worten anprangerte; auch sah er in den Wohnbaugesellschaften, den Städteplanern und den Architekten die eigentlichen Hauptschuldigen für die sich bereits abzeichnende Krise im Städtebau.<sup>22</sup> Dass Mitscherlich in diesem Zusammenhang etwas vorschnell urteilte, sollten die Planung und Entstehung der Großsiedlung in Heidelberg-Emmertsgrund ab 1967 beweisen.<sup>23</sup> Als psychologischer Berater war er in die Planungskommission integriert und hatte demnach entscheidenden Einfluss auf das Projekt. Dennoch scheint Mitscherlich keine wesentlichen Impulse zu einer grundsätzlichen Verbesserung der Wohnsituation beigetragen zu haben. Die Siedlung Heidelberg-Emmertsgrund galt schon in den ersten Jahren nach ihrer Fertigstellung als ein besonderer Problemfall, vor allem was die sozialen Missstände im Wohngebiet betraf. Darin zeigt sich, dass man nicht nur die an den Planungsprozessen beteiligten Fachleute und Institutionen für die städtebauliche Misere verantwortlich machen durfte. Ausschlaggebend waren ebenso die allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen und wirtschaftlichen Produktionsbedingungen in den 60er Jahren, die in vielerlei Hinsicht einen enormen Druck auf die großen Siedlungskonzepte ausübten. Ende des Jahrzehnts beherrschten kritische Slogans wie „Retortenstädte, Wohnsilos, Beton-



5



6

**5** München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, sog. „Spielstraße“ im nördlichen Siedlungszentrum. Foto Krämer, Mitte der 1990er Jahre. **6** München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, Wohnblock des südlichen Siedlungsabschnitts aus den 1980er Jahren. Foto Krämer 2005. **7** München, Entlastungsstadt Neuperlach. Baubeginn 1967, Parkplatzfläche im Siedlungszentrum. Foto Krämer 2005.



7



burgen und neue Slumgebiete“ das Feld der städtebaulichen Diskussionen.<sup>24</sup> Wie bereits genannt, kam es dann zu Beginn der 70er Jahre zu einer grundsätzlichen Abkehr von dem Leitbild der urbanen und verdichteten Stadt. Für die schon fertiggestellten Großsiedlungen oder Siedlungsabschnitte war diese Revision zunächst von untergeordneter Bedeutung, konnte man doch auf ihre bestehende Baustruktur keinen Einfluss mehr ausüben. Die negativen Folgeerscheinungen, die gerade im Verlauf der 70er Jahre in den Trabantenstädten zu beobachten waren, wurden damals von verschiedenen Autoren, etwa von Gerd Albers oder Karolus Heil, umfassend analysiert und sind deshalb heute hinreichend bekannt.<sup>25</sup> Man braucht nur auf die hohe Bewohnerfluktuation, den früh einsetzenden Vandalismus oder die sozialen Konflikt- und Entfremdungsprozesse zu verweisen, um sich ein ungefähres Bild von der schlechten Gesamtsituation in den Großsiedlungen der 60er Jahre zu machen.

Je deutlicher sich die negativen Auswirkungen abzeichneten, umso größer wurde natürlich auch der öffentliche Handlungsdruck. Bald kam die Forderung nach einer wirksamen „Nachbesserung“ dieser Siedlungen auf. In den 80er Jahren wurden vielerorts praktische Schritte erörtert, wie man eine verbesserte Wohnsituation bei derart desolaten Zuständen überhaupt erreichen könne. Ein Beispiel hierfür ist die von der Vereinigung der Stadt-, Regional- und Landesplaner 1985 veranstaltete Tagung in Hamburg, die sich mit diesem Thema umfassend auseinandersetzte.<sup>26</sup> Ganze Maßnahmenkataloge wurden von den Referenten aufgelistet, die nach Umsetzung zumindest eines Teiles der angeführten Vorschläge sicherlich einen gewissen Erfolg garantiert hätten. Fraglich ist hierbei nur, ob die verantwortlichen Stellen, die über die erforderlichen Maßnahmen zu entscheiden hatten, zu solch gravierenden Eingriffen letztlich bereit gewesen wären.

Mustergültig kann dies anhand der verschiedenen Veränderungen, die in den letzten zwei Jahrzehnten in der Entlastungsstadt Neuperlach durchgeführt wurden, überprüft werden.<sup>27</sup> Ein zweifellos positiver Schritt war der Entschluss zu Beginn der 80er Jahre, die beiden noch fehlenden südlichen Wohnabschnitte nach einem neuen Ordnungsschema zu errichten. Mit der ausschließlichen Verwendung der Blockbebauung wollte man das traditionelle Wechselverhältnis zwischen öffentlichem Straßenraum und privatem Innenhof wiedererlangen. ▷ 6 Die dichte Anordnung unterschiedlich gestalteter Wohnblocks mit einer niedrigen Geschosshöhe sollte eine besondere Textur ergeben, die sich mit dem Gewebe einer historisch gewachsenen Stadtgestalt durchaus vergleichen ließ. So ist an der südlichen Peripherie zu Beginn der 90er Jahre ein vom Siedlungskern baulich unabhängiges Wohnquartier entstanden. Mit dieser einschneidenden Maßnahme waren die Probleme in den alten Siedlungsquartieren indes nicht gelöst. Erschwerend kam hier hinzu, dass die ursprüngliche Planung ein geschlossenes und nach Fertigstellung endgültiges Siedlungskonzept vorgesehen hatte, in dem jeder Quadratmeter praktisch verplant war und das sich für nachträgliche Veränderungen deshalb kaum eignete. Dennoch hätte man mit den eben angesprochenen Maßnahmen, die von den Referenten bei der Tagung 1985 in Hamburg vorgeschlagen wurden, die Situation in den Siedlungsabschnitten der 60er Jahre nachhaltig verbessern können.<sup>28</sup> Was die einzelnen Referenten immer wieder forderten, waren der Rückbau des überdimensionierten Straßensystems, die Fassadenverblendung mit alterungsfähigen Materialien und die bauliche Ergänzung der zentralen Sekundäreinrichtungen. Ebenso wurde eine vollständige Erneuerung

des Wohnumfeldes empfohlen, etwa in dem Sinne, dass man die neutralen Grünflächen in bewohner-eigene Kleingärten umgestalten und die sterilen Landschaftsgürtel im direkten Umfeld der Siedlung renaturieren sollte. Alle diese im Grunde sinnvollen und notwendigen Veränderungsmaßnahmen wurden in Neuperlach nicht durchgeführt. Dort, wo man ursprünglich das multifunktionale Zentrum der Siedlung geplant hatte, befindet sich heute immer noch eine riesige Leerfläche, die lediglich als Parkplatz benutzt wird. ▷ 7 Umbaut wurde sie ab den 80er Jahren nicht mit notwendigen Versorgungseinrichtungen, sondern mit großen Versicherungsgebäuden. Das Verkehrsnetz blieb in seinem Umfang vollständig erhalten. Nur einige wenige Fußgängerbrücken wurden mit farbigen Stahlelementen dekoriert, um den anfänglich rigiden Charakter etwas zu mildern. Anstelle einer Renaturierung hat man in der jüngsten Zeit an vielen Stellen im unmittelbaren Randbereich der Siedlungsquartiere große Bürogebäude errichtet, die den Siedlungsbewohnern wohl kaum als Arbeitsstätte und noch weniger als benutzbares Wohnumfeld dienen werden. Schließlich ist noch der Blick auf die bereits genannte „Spielstraße“ im nördlichen Zentrum der Anlage aufschlussreich: Dort, wo man die Möglichkeit gehabt hätte, eine neue und tatsächlich erlebnisreiche Atmosphäre zu schaffen, hat man nichts anderes getan, als die alten und maroden Betonfertigteile gegen neue auszutauschen. Auf eine zumindest teilweise Umgestaltung der neutralen Grünflächen zwischen den Wohnblöcken hat man von vornherein verzichtet.

Außer der Beseitigung von Bauschäden sind es insgesamt nur kosmetische Eingriffe gewesen, die man in den letzten zwei Jahrzehnten in Neuperlach durchgeführt hat. Von einem effizienten Sanierungsmodell, das den qualitativen Wohnwert vor allem im öffentlichen Außenraum deutlich erhöhen würde, kann also nicht die Rede sein. Berücksichtigt man, dass Anfang der 90er Jahre in der Siedlung etwa 50.000 Einwohner in 20.000 Wohneinheiten lebten, dann ist dies eine eher traurige Bilanz.<sup>29</sup> Vergleichbar unbefriedigende Maßnahmen zur Verbesserung der Wohnsituation können auch in anderen Großsiedlungen der 60er Jahre beobachtet werden.<sup>30</sup> Die Entlastungsstadt Neuperlach ist somit kein Einzelfall. Zur Zeit ihrer Planung waren diese Großsiedlungen das beeindruckende Symbol eines neuen Leitbildes im bundesdeutschen Städtebau. Mit ihren auf Maximalgröße angelegten Dimensionen waren sie zugleich das Sinnbild für den damals vorherrschenden Glauben an die Allmacht des technischen Fortschritts und der stets sich vergrößernden Wachstumsraten. Heute, nach mehr als 40 Jahren, sind sie trotz ihrer eigenen Geschichtlichkeit eine die Öffentlichkeit immer noch belastende Hypothek, die wohl auch in naher Zukunft noch nicht abgetragen sein wird; so lange jedenfalls, bis man sich dazu entschließt, zumindest einen Teil der Maßnahmen durchzuführen, welche die Planer in den 80er Jahren vorgegeben haben.

**Autorinnen und Autoren**

Prof. Dr. Adrian von Buttlar, Berlin

geb. 1948; Studium der Kunstgeschichte, Archäologie und Soziologie in München und London. 1977 Promotion, Wissenschaftlicher Assistent in München und Augsburg, 1984 Habilitation. 1985–2001 Professor am Kunsthistorischen Institut der Universität Kiel, seit 2001 am Institut für Geschichte und Kunstgeschichte der Technischen Universität Berlin. Seit 1997 Vorsitzender des Landesdenkmalrates Berlin. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte der Architektur des 18. bis 20. Jahrhunderts und zur Geschichte der Gartenkunst sowie zu Fragen der Denkmalpflege und Denkmalpolitik.

Dr. Christoph Heuter M.A., Wuppertal/Münster

geb. 1963 in Trier. Studium Kunstgeschichte, Volkskunde, Städtebau in Bonn, Promotion 2000: *Emil Fahrenkamp (1885–1966) – Architekt im rheinisch-westfälischen Industriegebiet*. Wissenschaftlicher Referent beim LWL-Amt für Denkmalpflege in Westfalen, Münster. Publikationen vorwiegend zur Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts, zu Denkmalpflege und Industriekultur.

Roman Hillmann M.A., Berlin

geb. 1970 in Hamburg. Studium der Klassischen Archäologie, Kunstgeschichte und Denkmalpflege in Berlin, parallel mehrjährige Praktikantätigkeit beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und in Pompeji (DAI). Magister 2001. Kollegiat im Graduiertenkolleg „Kunstwissenschaft – Bauforschung – Denkmalpflege“ der TU Berlin von 2002–2005. Seine Dissertation über die Ästhetik und Wahrnehmung der bundesrepublikanischen Architektur der 1950er Jahre wird Ende 2007 verteidigt. Arbeitet zurzeit als freier Publizist und Stadtführer.

PD Dr. habil. Steffen Krämer, München

geb. 1963 in Offenbach/M. Studium der Kunstgeschichte, Klassischen Archäologie, Vor- und Frühgeschichte und Philosophie in Frankfurt, Heidelberg und München. Promotion 1995: *Die postmoderne Architekturlandschaft. Museumsprojekte von James Stirling und Hans Hollein*. Habilitation 2004: *Herrschaftliche Grablege und lokaler Heiligenkult. Architektur des englischen Decorated Style*. Lehrtätigkeiten am Kunsthistorischen Institut, Universität München und an der Hochschule für Gestaltung, Karlsruhe. Publikationen zur mittelalterlichen Baukunst, zur Architektur und zum Städte- und Siedlungsbau des 19. und 20. Jahrhunderts.

Alexander Krauß M.A., Berlin

geb. 1968 in Weimar. 1992–1999 Studium der Kunstgeschichte und Theaterwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Von 2000 bis 2004 Mitarbeiter des Denkmalschutzamtes Hamburg. Seit 2001 gemeinsam mit dem Architekten Detlev von Oik Leitung eines Bauforschungs- und Restaurierungsbüros in Berlin. Zahlreiche Publikationen zur Architekturgeschichte und Bauforschung. Eine Promotion über den Wiener Architekten Karl Schwanzler (1918–1975) ist in Arbeit.

Dr. Kathrin Nessel M.A., Mainz

geb. 1969 in Speyer am Rhein. 1988–94 Studium der Kunstgeschichte, Klassischen Archäologie, Buchwesen und Slawistik in Mainz und Berlin; 1999 Promotion im Fach Kunstgeschichte an der Freien Universität Berlin (*Das abgetrennte Stück Welt – Studien zum Werk Max Benirschkes (1880–1961). Raumkunst, Kirchenbau und Anthroposophie im frühen 20. Jahrhundert*); 1999–2000 Volontariat im Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz, Mainz; seit 2000 wissenschaftliche Angestellte der Stadt Mainz in der Unteren Denkmalschutzbehörde.

Prof. Dr. Wolfgang Pehnt

geb. 1931 in Kassel. Lehrt Architekturgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum. Mitglied der Akademie der Künste, Berlin und der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, München. Lebt in Köln. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Architekturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Buchpublikationen u.a. Monografien über Rudolf Schwarz, Karljosef Schattner, Gottfried Böhm, Hans Poelzig, *Die Architektur des Expressionismus* (1973, 1998) und *Deutsche Architektur seit 1900* (2005). Seine erste Buchveröffentlichung galt der deutschen Architektur der sechziger Jahre: *Neue deutsche Architektur 1960–70*. Stuttgart 1970.

Dr. Angelika Schyma M.A., Pulheim-Brauweiler

geb. 1949 in Wuppertal. Kunsthistorikerin, Leiterin der Abteilung Inventarisierung im Rheinischen Amt für Denkmalpflege/Landschaftsverband Rheinland. Publikationen überwiegend zur Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts.

Thomas Steigenberger M.A., Berlin

geb. 1975 in München. Studium der Kunstgeschichte, Archäologie und Mittelalterlichen Geschichte. Promotion zum Thema *Bruno Paul – Die Berliner Jahre (1907–1932)*. Schwerpunkt seiner Forschungsarbeit ist die Architekturgeschichte und Denkmalpflege des 19. und 20. Jahrhunderts. Hierzu zahlreiche Ausstellungsbeiträge und Veröffentlichungen u.a. über Alfred Grenander, das Frühwerk Mies van der Rohe und den Berliner Architekten Georg Heinrichs.

Prof. Dr. Thomas Topfstedt, Leipzig

geb. 1947 in Erfurt. Studium der Kunstgeschichte und der Vor- und Frühgeschichte in Leipzig. Seit 1975 tätig am Institut für Kunstgeschichte der Universität Leipzig. Mitglied der Sächsischen Akademie der Künste und der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Architekturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.



**Gefährdete Nachkriegsmoderne – Eine Forschungs- und Vermittlungsaufgabe**

- 1 Sektion „Die Bauten der 1960er Jahre – schon veraltet, aber noch nicht historisch?“ auf dem XXVIII. Deutschen Kunsthistorikertag, Universität Bonn, 16.–20. März 2005.
- 2 Jürgen Habermas: *Die Moderne – ein unvollendetes Projekt (1981)*. In: Wolfgang Welsch (Hg.): *Wege aus der Moderne – Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion (Acta Humaniora)*. Weinheim 1988, S. 177–192.
- 3 Vgl. Adrian von Buttlar/Heinz Selig/Alexander Wetzig: *Erhaltenswerte Stadtbildelemente des Münchner Cityrandgebietes Lehel*. In: *Deutsche Kunst- und Denkmalpflege* 30 (1972), S. 65–71.
- 4 Heinrich Klotz (Hg.): *Die Revision der Moderne. Postmoderne Architektur 1960–1980*. Frankfurt a.M. 1984.
- 5 Den allgemeinen Trend zur Verdichtung spezifizierte das „Planwerk Innenstadt“ der Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung unter Hans Stimmann zur Rekonstruktion des historischen Stadtgrundrisses. Vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie (Hg.): *Planwerk Innenstadt Berlin. Ein erster Entwurf*. Berlin 1997. – Zur Fortschreibung und Konkretisierung vgl. [http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/planwerke/de/planwerk\\_innenstadt/einleitung/](http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/planwerke/de/planwerk_innenstadt/einleitung/).
- 6 Dieter Hoffmann-Axthelm: *Kann die Denkmalpflege entstaatlicht werden? Eine Streitschrift*. Gutachten für die Bundestagsfraktion von Bündnis 90/Die Grünen. Entwurf, [Berlin] 2000. – Gutachten und Debatte dokumentiert in: Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (Hg.): *Entstaatlichung der Denkmalpflege? Von der Provokation zur Diskussion – Eine Debatte über die Zukunft der Denkmalpflege*. Berlin 2000.
- 7 Adrian von Buttlar: *Denkmalpflege und Öffentlichkeit*. In: *Auf dem Weg ins 21. Jahrhundert – Denkmalschutz und Denkmalpflege in Deutschland*. Dokumentation der Tagung des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz am 25. und 26. Februar 1999 in Berlin (= Schriftenreihe des deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Bd. 61). Bonn 1999, S. 18–19.
- 8 Vgl. Gabi Dolff-Bonekämper (nach M. Warnke): *Das Berliner Kulturforum – Architektur als Medium politischer Konflikte*. In: Hans-Rudolf Meier/Marion Wohlleben (Hg.): *Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege*. Zürich 2000, S. 133–144. – Zu den „Denkmälern der Zeitgeschichte“ vgl. auch dies.: *Kulturerbe – Denkmalpflege – Zeitgeschichte, Dokumentation*. Internationale Fachtagung der Friedrich-Ebert-Stiftung, Forum Berlin (Hg.), Friedrich-Ebert-Stiftung Forum Berlin 2000, insbes. S.17ff., 35ff.
- 9 Hoffmann-Axthelm, Gutachten (wie Anm. 6), Absatz 4, 1 und 3 „Schönheit als Denkmalkern.“ Die zahlreichen Repliken zu diesem Punkt stellen die geschichtliche Zeugenschaft des Denkmals in den Vordergrund, vgl. etwa Benedikt Hotze: *betrifft: Schönheit als Denkmalkern*. In: *Bauwelt* 91 (2000), Heft 18, S. 15, stellen aber nicht den impliziten Schönheitskanon in Frage.
- 10 Hoffmann-Axthelm, Gutachten (wie Anm.6): Abschnitt 3.2, 2. Zur Diskussion dieser auch im Streit um den Denkmalschutz der Moderne in den USA relevanten These vgl. Constanze Fuhrmann: *Der Erhalt der Nachkriegsmoderne in New York City – eine denkmalpflegerische Debatte*. Kap.3 „Können Denkmalpfleger verzeihen? – Umgang mit der Architektur der 50er und 60er Jahre in den USA“ Magisterarbeit TU Berlin 2006.
- 11 Vgl. die aufschlussreiche Geschichte des Abreißens von Jeff Byles: *Rubble – Unearthing the History of Demolition*. Harmony Publ. 2005.
- 12 Vgl. Wolfgang Hardtwig: *Kunst und Geschichte im Revolutionszeitalter. Historismus in der Kunst und der Historismusbegriff der Kunstwissenschaft*. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 61 (1979), S. 154–190, hier S. 177.
- 13 *Konservierung der Moderne? Über den Umgang mit den Zeugnissen der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts* (= ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees, Bd. 24). München 1998. – Hoffmann-Axthelm, Gutachten (wie Anm. 6), Kap. 3.2: „Denkmalpflege für die Moderne, eine Sackgasse“. – Zur Überwindung der ursprünglich der Moderne entsprungenen biomorphen Kategorien von „Überalterung“ und „Lebensdauer“ durch Sanierung und Denkmalschutz vgl. Florian Urban: *Berlin/DDR neo-historisch*. Berlin 2007, S. 43ff.
- 14 So noch 1967 in einem Rundfunkinterview mit Helmut von Troschke. Vgl. Clemens Kieser: *„Dieses Erhalten von Etwas: daran glaube ich nicht mehr.“ Eiermanns Nachkriegsmoderne und die Denkmalpflege*. In: Annemarie Jaeggi (Hg.): *Egon Eiermann (1904–1970). Die Kontinuität der Moderne*. Ostfildern-Ruit 2005, S. 83–91.
- 15 Wolfgang Pehnt: *Der Anfang der Bescheidenheit – Kritische Aufsätze zur Architektur des 20. Jahrhunderts*. München 1983. In seiner zusammenfassenden Darstellung *Deutsche Architektur seit 1900*. Wüstenrot Stiftung Ludwigsburg/München 2005, S. 298–388, unterläuft Pehnt geschickt eine allzu starre Periodisierung der Nachkriegsepoche.
- 16 Hoffmann-Axthelm, Gutachten (wie Anm. 6), Abschnitt 3.2.
- 17 Vgl. hierzu die Untersuchung von Dirk Dorsemagen: *Büro- und Geschäftshausfassaden der 50er Jahre. Konservatorische Probleme am Beispiel West-Berlin*. Diss. Ing. TU Berlin, 2003.
- 18 Von den ca. 12.000 eingetragenen Berliner Denkmalpositionen, das sind weit weniger als zehn Prozent des Gesamtbaubestandes, stammen nur ca. acht Prozent, also weniger als ein Prozent des Gesamtbaubestandes aus der Nachkriegsepoche. 17. Sitzung des Landesdenkmalrates vom 17. Dezember 2002, Top 2.
- 19 Vgl. Gabi Dolff-Bonekämper: *Wahr oder falsch: Denkmalpflege als Medium nationaler Identitätskonstruktionen*. In: Otto Gerhard Oexle et al. (Hg.): *Bilder gedeuteter Geschichte: Das Mittelalter in der Kunst und Architektur der Moderne*. Teilband 2. (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft: eine Veranstaltungs- und Publikationsreihe des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 21) Göttingen 2004., S. 231–285.
- 20 Wolfram Hagspiel/Hiltrud Kier/Ulrich Krings: *Köln: Architektur der 50er Jahre* (= Stadtpuren – Denkmäler in Köln, 6). Köln 1986. – In Berlin wurde die Nachkriegsmoderne insbesondere im Korpuswerk *Berlin und seine Bauten*, herausgegeben vom Architekten- und Ingenieurverein (AIV), kontinuierlich aufgearbeitet und publiziert. – Ausstellungen widmeten sich nicht nur generell den „schwierigen“ Denkmälern, sondern auch dem bewahrenswerten Architekturerbe der Nachkriegsmoderne, vgl. Norbert Huse (Hg.): *verloren – gefährdet – geschützt, Baudenkmale in Berlin*. Berlin 1988 (hier insbesondere der Beitrag von Dietrich Worbs, S. 144–155), sondern arbeiteten auch die Geschichte ganzer Regionen im Kontext auf wie z.B. Winfried Nerdinger/Inez Florschütz: *Architektur der Wunderkinder – Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945–1960*. Salzburg/München 2005. – Erste Spezialarchitekturführer erschienen seit den 90er Jahren, z.B. Klaus Alberts/Ulrich Höhns (Hg.): *Architektur in Schleswig-Holstein seit 1995 – 200 Beispiele*. Hamburg 1994.
- 21 Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz: Die höchst verdienstvolle Aufarbeitung des ungeliebten Erbes begann mit Werner Durth/Niels Gutschow (Hg.): *Architektur und Städtebau der Fünfziger Jahre* (Schriftenreihe Bd. 33, 1990) und den *Ergebnissen der Fachtagung in Hannover 1990* (Schriftenreihe Bd. 41, 1990). Sie wurde fortgesetzt mit Werner Durth/Winfried Nerdinger (Hg.): *Architektur und Städtebau der 30er/40er Jahre* (Schriftenreihe Bd. 46, 1993) und den entsprechenden *Ergebnissen der Fachtagung* (Schriftenreihe Bd. 48, 1994). Es folgte der Überblick von Ralf Lange: *Architektur und Städtebau der sechziger Jahre – Planen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975* (Schriftenreihe Bd. 65, 2003). Die jüngste Tagung „1960 plus – ein ausgeschlagenes Erbe“ war am 17./18. April 2007 in Berlin der hier erörterten Problematik gewidmet.
- 22 Dazu neue Forschungen an der TU Berlin: Andreas Butter/Ulrich Hartung: *Ostmoderne – Architektur in Berlin 1945–1965* (hg. vom Deutschen Werkbund e.V.). Berlin 2004. – Andreas Butter: *Neues Leben – Neues Bauen. Die Moderne in der Architektur der SBZ/DDR 1945 bis 1951* (für das Schinkel-Zentrum für Architektur, Stadtforschung und Denkmalpflege der Technischen Universität Berlin in der Reihe *Forschungen zur Nachkriegsmoderne* herausgegeben von Adrian von Buttlar), Berlin 2006. – Kerstin Wittmann-Englert: *Zelt, Schiff und Wohnung – Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne* (für das Schinkel-Zentrum für Architektur, Stadtforschung und Denkmalpflege der Technischen Universität Berlin in der Reihe „Forschungen zur Nachkriegsmoderne“ herausgegeben von

- Adrian von Buttlar). Lindenberg im Allgäu 2006. – Roman Hillmann: *Die erste Nachkriegsmoderne – Ästhetik und Wahrnehmung der westdeutschen Architektur 1945–1963*, (in Vorbereitung: Diss. Phil. TU Berlin 2007). – Dorsemagen 2003 (wie Anm. 17).
- 23 Das Forschungsprojekt „Gefährdete Nachkriegsmoderne“ ging 2003/04 aus einem Projektseminar des Verfassers hervor und wird von einer fachübergreifenden Arbeitsgemeinschaft junger ForscherInnen an der TU Berlin getragen. Sie veranstaltete unter Leitung der Fachgebiete Kunstgeschichte und Städtebauliche Denkmalpflege im Juni/Juli 2007 am Schinkel-Zentrum für Architektur, Stadtforschung und Denkmalpflege der TU die Ausstellung „Denkmal!Moderne. Vom Umgang mit unserem jüngsten Architekturerbe“ und bearbeitet einen Epochenführer für Berlin. Der Aufbau eines interdisziplinären Forschungsprojektes zur Dokumentation, Evaluierung und Erhaltung der jüngeren Architekturmoderne ist derzeit in Planung.
- 24 Vgl. Buttlar, *Denkmalpflege und Öffentlichkeit* (Anm.7). Berlin ist diesbezüglich vorbildlich: So werden zum Beispiel die Protokolle des Berliner Landesdenkmalrates, der das zuständige Senatsmitglied berät, zeitnah im Internet veröffentlicht: <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/denkmal/landesdenkmalrat/>.
- 25 Den Sachverhalt klärte Ex-Senator Peter Strieder in einem Leserbrief am 10. März 2007 in der *Berliner Zeitung*. Zum Senatsbeschluss von 1999 und zum geplanten Neubau von Christoph Langhof vgl. [http://www.stadtentwicklung.berlin.de/cgi-bin/drucken3.cgi?planen/planwerke/de/planwerk\\_innenstadt/planwerkstaetten/breitscheidplatz/senatsbeschluss.shtml](http://www.stadtentwicklung.berlin.de/cgi-bin/drucken3.cgi?planen/planwerke/de/planwerk_innenstadt/planwerkstaetten/breitscheidplatz/senatsbeschluss.shtml) sowie <http://www.langhof.com/deutsch/frameset.htm>.
- 26 Zum Denkmalstreit um den „Zoopalast“ bzw. „Zentrum am Zoo“ vgl. die Tagespresse sowie <http://www.zoobogen.de/> und [http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/staedtebau-projekte/breitscheidplatz/pix/zoobogen\\_tschoban\\_470x228.jpg](http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/staedtebau-projekte/breitscheidplatz/pix/zoobogen_tschoban_470x228.jpg); Landesdenkmalrat, Beschlüsse der 11. Sitzung vom 6.11. 2006, TOP 5.
- 27 Eine Wortschöpfung des Verfassers bezüglich der Schönheitsdefinition in Leon Battista Albertis 5. Buch seines Traktats *De re aedificatoria* (1452).
- 28 Zur Diskursanalyse der Palastdebatte vgl. zuletzt Michael Falser: *Identität und Authentizität. Deutsche Denkmalpflege zwischen nationaler Befindlichkeit und kultureller Wertedynamik*. Diss. Ing. TU Berlin 2006, Kap. VI, S. 162–280. – Adrian von Buttlar: *Berlin's Castle Versus Palace: A Proper Past for Germany's Future?* In: *Future Anterior – Journal of Historic Preservation History, Theory, and Criticism*, GSAPP Columbia University New York, vol. IV, No.1, Summer 2007, p. 12–29.
- 29 Auf den erforderlichen Respekt vor den stadtlandschaftlichen Freiräumen, die „mit den Bauwerken als gestalterische Einheiten Geltung besitzen“ wies schon die Planwerk-Kritik des Landesdenkmalrates Berlin vom 10. September 1997 hin: „Das Planwerk offenbart insbesondere hier die aktuelle Diskreditierung und katastrophale Akzeptanz der kunsthistorisch und stadtbaugeschichtlich bedeutendsten Berliner Bestände aus den 50er und 60er Jahren.“ In: *Der Architekt* 12/1997, S. 721–725. – Zum Kulturforum vgl. Gabi Dolff-Bonekamp: *Kulturforum II – konkurrierende Leitbilder in der Stadtplanung. Oder: Was passiert, wenn auf Bau und Gegenbau ein Gegen-Gegenbau folgen soll?* In: Hans-Rudolf Meier (Hg.): *Denkmale in der Stadt – die Stadt als Denkmal: Probleme und Chancen für den Stadtbau* (= Schriftenreihe Stadtentwicklung und Denkmalpflege, Bd. 1). Dresden 2006, S. 155–162.
- 30 *Beste Lage für Thyssen-Krupp. Der Großkonzern errichtet eine Repräsentanz direkt vor dem Staatsratsgebäude*. In: *Der Tagesspiegel*, 6. Juni 2007.
- 3 Geplant 1972 von Jörg Schlaich und Günter Mayr aus dem Stuttgarter Ingenieurbüro Leonhardt & Andrä, ausgeführt 1973/74. Vgl. Eberhard Grunsky: *Der Seilnetzkühlturm in Hamm-Uentrop: Zu jung, um Denkmal zu sein*. In: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 51 (1991), S. 69–85.
- 4 Das Kühlsystem war schon zuvor ausgebaut worden, es ging allein um die Unterschutzstellung der Hülle. Vgl. Grunsky 1991 (wie Anm. 3), S. 70.
- 5 Die innovative Technik sollte die negativen Folgen der ungebremsten Wachstumsideologie mildern, Luftkühlung galt als ressourcenschonende Alternative zur gängigen Wasserkühlung, das Ganze war demontierbar und wiederverwendbar. Vgl. Grunsky 1991 (wie Anm. 3), S. 80.
- 6 Zum Gebäude vgl. Sabine Tüncers: *Das Rank-Xerox-Verwaltungsgebäude in Düsseldorf. Ein Bauwerk der 1960er Jahre*. In: Ulrich Hermanns/Gabriele Wiesemann (Hg.): *Kunst und Denkmalpflege. Hiltrud Kier zum 60. Geburtstag*. Weimar 1997, S. 193–201. – Zur Rechtsprechung vgl.: *Das Rank-Xerox-Gebäude in Düsseldorf*. In: *Denkmalpflege im Rheinland* 14 (1997), H. 4, S. 189.
- 7 Die Typen der Siedlung sind aus einem metrischen Modul entwickelt. Vgl. Clemens Kieser: *Was ist moderne Baukunst? – Eine Siedlung vor Gericht*. In: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 33 (2004), H.2, S. 67–72.
- 8 Vgl. Grunsky 1993 (wie Anm. 3), S. 84.
- 9 Roland Günter: *Glanz und Elend der Inventarisierung*. In: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 28 (1970), S. 109–117, hier S. 110.
- 10 Géza Hajós: *Die kunsthistorische Denkmal-Inventarisierung und das Gegenwartsproblem – zur Krise des historischen Abstands*. In: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 40 (1982), S. 6–15. Hajós stellt fest, dass der historische Abstand in der Denkmalebewertung im 20. Jahrhundert geschrumpft sei, um 1900 hatte Alois Riegl noch einen Zeitabstand von 50 bis 60 Jahren vorgeschlagen, 1982 seien es 35 Jahre gewesen und das oben genannte Beispiel aus Hamm zeigt ja, dass sich der westfälische Landeskonservator Eberhard Grunsky mit gut unterfütterter Argumentation bereits 1991 an einem 17 Jahre jungen Denkmal versucht hatte.
- 11 Einen Überblick bietet Ralf Lange: *Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Planen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975* (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 65). Bonn 2003. – Zeitgenössische Publikationen zur Architektur der 1950er, 1960er und 1970er Jahre wurden für Nordrhein-Westfalen durch das Forschungsprojekt Architektur und Ingenieurbaukunst am Lehrstuhl für Denkmalpflege und Bauforschung der Universität Dortmund ausgewertet (<http://www.nrw-architekturdatenbank.uni-dortmund.de/index.html>).
- 12 Wenn sich die katholische und die evangelische Kirche zunehmend der Notwendigkeit ausgesetzt sehen, Kirchen zu profanieren und einer kulturellen oder kommerziellen Nutzung zuzuführen, werden natürlich die bereits eingetragenen Denkmale eher gehalten. Für die vielen jüngeren dagegen wird es schwer, vor Umnutzung oder Abriss überhaupt erst in den Blick genommen zu werden. Daher werden gegenwärtig unter anderem von den Landesdenkmalämtern Rheinland und Westfalen intensive Sichtungen des Bestandes an Kirchen der 1960er und 1970er Jahre vorgenommen.
- 13 Vgl. zu der stetig wachsenden Liste bedrohter oder abgebrochener Bauten der 1960er Jahre die engagierte Berichterstattung in den Feuilletons überregionaler Tageszeitungen, besonders: Jürgen Tietz: *Im Gegenwind. Bedrohte Architektur der sechziger Jahre in Deutschland*. In: *Neueste Zürcher Zeitung*, 15.12.2000. – Ira Mazzoni: *Architektur-Vernichtung. Wie in den deutschen Großstädten denkmalgeschützte Bauten der 60er Jahre aus dem Stadtbild getilgt werden*. In: *Süddeutsche Zeitung*, 05.05.2003.
- 14 Hierzu Helga Himen/Uli Walter: *Der Münchner Olympiapark von 1972 – Weltarchitektur unter Denkmalschutz*. In: *Die Denkmalpflege* 64 (2006), H.1–2, S. 47–68. Eine Synopse der Auseinandersetzung um das Olympiastadion mit einer Verlinkung auf die ausführliche Berichterstattung der Süddeutschen Zeitung findet sich im Internet unter der Adresse <http://www.sueddeutsche.de/muenchen/schwerpunkt/134/16118/4/> (Link geprüft 05.11.2006).
- 15 Vgl.: *Anwalt aus Verpflichtung*. Interview von Oliver G. Hamm/Jürgen Tietz mit Berlins Landeskonservator

### Zu nahe dran? Bauten der 1960er Jahre als Herausforderung für die Denkmalpflege

- Denkmale werden als „Zeugnisse menschlicher Geschichte“ definiert in den Gesetzen der Bundesländer Brandenburg, Hessen, Mecklenburg-Vorpommern, Saarland, Thüringen.
- Dass es sich bei Denkmälern um Objekte „aus vergangener Zeit“ handeln muss, legen die Gesetze der Länder Berlin, Rheinland-Pfalz, Sachsen-Anhalt und Schleswig-Holstein fest.



- servator Jörg Haspel. In: *taz*, 11.12.2000; Bestätigung dieser mittlerweile bedauerten Fehleinschätzung durch die damals noch am Landesdenkmalamt tätige Kollegin Prof. Dr. Gabi Dolff-Bonekämper am 08.06.2006.
- 16 Vgl. Wilfried Dechau (Hg.): *Kühne Solitäre. Ulrich Müther, Schalenbaumeister der DDR*. Stuttgart u.a. 2000. – Initiative Rettung und Nutzung des Baudenkmals Ahornblatt: [http://www.aujourd-hui.de/html/initiativen/ahornblatt\\_initiative.html](http://www.aujourd-hui.de/html/initiativen/ahornblatt_initiative.html) (Link geprüft 05.11.2006).
- 17 Vgl. Manfred Schröter/Wolfgang Grösel: *Kulturpalast Dresden* (= Baudenkmale 36). Leipzig 1974. – Initiative zum Erhalt des Dresdner Kulturpalasts: <http://www.kulturpalast-dresden-erhalten.de/> (Link geprüft 05.11.2006).
- 18 Mit Bezug auf die erste umfassende Sanierungskampagne für die Ruhr-Universität erarbeitete das LWL-Amt für Denkmalpflege in Westfalen ein Gutachten zum Denkmalwert (Benehmensherstellung) mit Datum vom 13.05.2005. Darin heißt es: „Dass die baulichen Anlagen der Ruhr-Universität die Voraussetzung für die Eintragung in die Denkmalliste erfüllen, ist uns seit längerem bekannt. In Anbetracht der bevorstehenden Sanierung und erster Eingriffe in das Gesamtgefüge sehen wir nun dringenden Handlungsbedarf, das Eintragungsverfahren durchzuführen, um eine möglichst verträgliche, dem Wert der Anlage angemessene Sanierung zu gewährleisten.“
- 19 Niklaus Fritschi: *Abriss des Studienhauses?* In: *Denkmalpflege im Rheinland* 10 (1993), H. 1, S. 32–35. – Philipp Meuser: *Abbruch des Studienhauses beschlossen*. In: *Denkmalpflege im Rheinland* 12 (1995), H. 4, S. 171–173. – Ferner die engagierte Dokumentation von Studierenden der FH Düsseldorf: Roland Ratzel/Marion Hüllenhorst: *Hommage à Bernhard Pfau. Anlässlich des drohenden Abrisses des Studienhauses* (= ad 25. Eine Veröffentlichung der Fachhochschule Düsseldorf, Fachbereich Architektur). Düsseldorf 1999.
- 20 Über den Abbruch des Gemeindezentrums in der Nordweststadt von Walter Schwagenscheidt und Tassilo Sittmann berichtete die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* am 11.03.2005. Vgl. unter den zahlreichen Schriften von Schwagenscheidt und Sittmann besonders: Walter Schwagenscheidt: *Nordweststadt. Idee und Gestaltung*. Stuttgart 1964. – Walter Schwagenscheidt: *Die Raumstadt und was daraus wurde*. Stuttgart 1971. Herrn Tassilo Sittmann, Frankfurt/Main danke ich herzlich für vielfältige Informationen.
- 21 Gutachten zum Denkmalwert (Benehmensherstellung) des LWL-Amtes für Denkmalpflege in Westfalen vom 27.07.2004. – Zitat Klement aus: „*Das Experiment, Habiflex in Wulfen*“. In: *Bauwelt* 93 (2002), H. 23, S. 26–28, hier S. 28; vgl. auch *Bauwelt* 63 (1972), H. 18, S. 691–695 und 66 (1975) H. 20/21, S. 604, 609–610.
- 22 Josef Lehmbruck/Wend Fischer: *Profitopolis, oder: Der Mensch braucht eine andere Stadt*. Begleitbuch zur Ausstellung München, Die neue Sammlung – Staatliches Museum für angewandte Kunst. München 1971. – Josef Lehmbruck/Wend Fischer: *Von Profitopolis zur Stadt der Menschen*. Begleitbuch zur Ausstellung München, Die neue Sammlung – Staatliches Museum für angewandte Kunst. München 1979. – Alexander Mitscherlich: *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*. Frankfurt/Main 1965.
- 23 Bürgerinitiative Heroldsbauten (Red. Wiltrud Petsch-Bahr): *Wir verändern ein Stückchen Bonn ... Dokumentation über Neubaupläne einer Versicherungsgesellschaft in der Bonner Südstadt* (= Landeskonservator Rheinland, Arbeitsheft 14). Köln 1975. Umfangreiche Dokumentation der Briefe und Zeitungsausschnitte, zur „Professorenaktion“ und den Stellungnahmen aus dem Kunsthistorischen Institut Bonn besonders S. 116–119 und 223–227.
- 24 Hotel Bristol 1972 und rückwärtige Bebauung 1973 von Ernst van Dorp. Vgl. Andreas Pellens: *Ein Bonner baut. Ernst van Dorp 1950–2000, eine Spurensuche*. Bonn 2002.
- 25 Ein Beispiel aus dem von der Kunstgeschichte vernachlässigten ländlichen Bereich: In den 1960er Jahren wurde der Boden in Westdeutschland neu aufgeteilt, politisch in der Kommunalen Neugliederung, agrarwirtschaftlich in der Flurbereinigung nach dem Gesetz von 1953. Aussiedlerhöfe, die in der Feldmark außerhalb der Dörfer errichtet, sind die baulichen Zeugen dieser epochalen Ent-

wicklung. Für die Geschichte des Menschen, für Städte und Siedlungen also ganz wichtige Zeugnisse, doch muss man sie schon sehr lieben wollen, um sich mit ihnen zu beschäftigen, wie es mein Münsteraner Kollege Thomas Spohn aus volkskundlich-hauskundlicher Sicht getan hat. Vgl. Thomas Spohn: *Hauskundliche Aspekte der Briloner Aussiedlungsmaßnahme in den Jahren 1951 bis 1961*. In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 45 (2000), S. 245–299. Weitere Literatur siehe dort; für die Denkmalpflege zuerst Gustav Schöck: *Der Aussiedlerhof – Ein prägendes Element der heutigen Kulturlandschaft*. In: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 2 (1973), H. 3, S. 34–39; volkskundliche Gründe werden in den meisten Gesetzen als den Denkmalwert konstituierende Faktoren genannt, in den Landesdenkmalämtern jedoch ist das Fach personell kaum vertreten.

26 Bei seiner Erfassung der Einfamilienhäuser Berlins hat sich Thomas Steigenberger in diesem Band auf die Bauten beschränkt, die mit dem Begriff der Nachkriegsmoderne zu fassen sind – eine legitime Eingrenzung zur Bearbeitung des Themas mit überschaubarem Aufwand. Doch wäre die Betrachtung der traditionalistischen Strömungen, die wohl die Mehrzahl der Einfamilienhäuser geprägt haben, ebenso notwendig.

#### Zwischen Liebe und Hass – Bauten von Arne Jacobsen in Deutschland

- 1 Arne Jacobsen. *Absolut modern*, Ausstellung in den Deichtorhallen Hamburg 23.05.–31.08.2003. – *100 Jahre Arne Jacobsen. Arne Jacobsen in Mainz – Architektur, Innenarchitektur und Design*, Ausstellung in der Westdeutschen ImmobilienBank in Mainz, 11.–26.04.2002. Zur Reparatur der Stühle im Mainzer Rathaus siehe Protokoll Sitzung Mainzer Stadtrat, 01.02.2006 und Berichterstattung in der *Mainzer Allgemeinen Zeitung*, 30. und 31.01.2006 sowie *FAZ*, 01.02.2006. In: Akten der Stadt Mainz, Denkmal- und Sanierungsamt (Amt 15), 15 40 20 A JFP (Jockel-Fuchs-Platz).
- 2 Carsten Thau/Kjeld Vindum: *Arne Jacobsen. Kopenhagen 2001* (engl. Ausgabe), S. 453. – Karin Leydecker/Enrico Santifaller: *Baustelle Heimat. Architekturführer Rheinland-Pfalz 1945–2005*. Regensburg 2005, S. 208f.
- 3 Gespräch mit Dr. Oswald Jacobi, ehemaliger Geschäftsführer NOVO Nordisk Deutschland, Heidesheim, durch Christof Kullmann am 18.07.2003 (Niederschrift in: Akten der Stadt Mainz, Amt 15, 15 40 20 H Ka 2).
- 4 Thau, Vindum 2001 (wie Anm. 2) S. 450ff.
- 5 Auskunft des Architekten Grüneberg, Mainz, der mit der Betreuung des Gebäudes bis zur Veränderung betraut war, 2005. In: Akten Stadt Mainz, Amt 15, 15 40 20 H Ka 2.
- 6 Ausnahmeantrag nach § 4 Arbeitsstättenrichtlinien, Schreiben der NOVO Industrie GmbH Nr. 63-20095/90. In: Akten Stadt Mainz, Bauaufsichtsamt (Amt 63), Kantstraße 2.
- 7 Schreiben des Landesamtes für Denkmalpflege vom 14.09.1993. In: Akten Stadt Mainz, Amt 15, 15 40 20 H Ka 2.
- 8 Vgl. *Fallbeispiele: Konservierung der Moderne? Über den Umgang mit den Zeugnissen der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts* (= Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, Leipzig 31.10.–02.11.1996). München 1998. – Hartwig Schmidt: *Denkmalpflege und moderne Architektur*. Leipzig 31.10.–02.11.1996). München 1998. – Hartwig Schmidt: *Restaura 104* (1998), H. 2, S. 114–119.
- 9 Vgl. Bruno Funk/Wilhelm Jung: *Das Mainzer Rathaus. Mit Beiträgen von Helmut Neubach und Otto Weitling*. Mainz 1974. – Leydecker, Santifaller 2005 (wie Anm. 2), S. 207. – Anton Maria Keim/Friedrich Schütz (Hg.): *Die Mainzer und ihr Rathaus. Bilder und Texte zu Geschichte und Kultur der Stadt*. Mainz 1984.
- 10 Kurt Schneider: *Das neue Mainzer Rathaus am Rhein*. In: Keim, Schütz 1984 (wie Anm. 9), S. 86.
- 11 Vgl. Akten Stadt Mainz, Amt 15, 15 40 20 A JFP – Leydecker 2005 (wie Anm. 9), S. 207: „Der Umgang mit dem Gesamtkunstwerk Mainzer Rathaus lässt freilich zu wünschen übrig.“ Die Unterschutzstellung wurde erst am 03.12.2005 vollzogen.
- 12 Vgl. u. a. Information Ingenieurbüro IBC, Januar 2006. In: Akten Stadt Mainz, Amt 15, 15 40 20 A JKP.

- 13 Schneider 1984 (wie Anm. 10), S. 88.
- 14 Dansk Arkitektur og Byggeeksport Center (Hg.): *Arne Jacobsen*. Kat. Ausst. Kopenhagen 1991. – Georg Dehio: *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler: Hamburg – Schleswig-Holstein*, bearbeitet von Johannes Habich. München, Berlin 1971. – Falk Jaeger: *Bauen in Deutschland. Ein Führer durch die Architektur des 20. Jahrhunderts in der Bundesrepublik und in West-Berlin*. Stuttgart 1985. – Volkwin Marg/Gudrun Fleher: *Hamburg – Bauen seit 1900*. Hamburg 1983. – Carsten Thau/Kjeld Vindum: *Arne Jacobsen*, Kopenhagen 1998 (dt. Ausgabe 2002) u.a.
- 15 Carsten Thau/Kjeld Vindum: *Arne Jacobsen*. Kopenhagen 2002 (dt. Ausgabe), S. 169.

### Von Kirche bis Kiosk – Denkmal-Inventarisierung im Rheinland

- 1 Ralf Lange: *Architektur und Städtebau der sechziger Jahre* (= Schriftenreihe des Nationalkomitees für Denkmalschutz, Band 65). Bonn 2003, S. 7.
- 2 Heinrich Klotz: *Architektur und Städtebau – Die Ökonomie triumphiert*. In: Hilmar Hoffmann/Heinrich Klotz (Hg.): *Die Sechziger*. Düsseldorf, Wien, New York 1987, S.132–148.
- 3 Der Atomisierung in Dezennien soll hier nicht das Wort geredet werden, vielmehr wird zur einfacheren Handhabung der Titel der Sektion hier übertragen.
- 4 Edward Lucie-Smith/Sam Hunter/Adolf Max Vogt: *Kunst der Gegenwart 1940–1980* (= Propyläen Kunstgeschichte, Supplementband). Frankfurt, Berlin, Wien 1985.
- 5 Walter Meyer-Bohe: *Apartments, Wohnformen der Großstadt*. Stuttgart 1970, Abb. S. 96.
- 6 Richard Neutra, zitiert nach Stefan Koldehoff: *Architekt aus Menschenliebe – Richard Neutra in Wuppertal*. In: *Polis. Zeitschrift für Stadtplanung und Denkmalpflege in Wuppertal* 2 (1991) Heft 2, S. 16.
- 7 Jörg Schulze: *Bad Honnef – Ein Dokument des modernen Fachwerkbaus*. In: *Denkmalpflege im Rheinland*, 9 (1992) Heft 4, S.158–162.
- 8 Jon von Wetzlar/Christoph Buckstegen: *Urbane Anarchisten – Die Kultur der Imbissbude*. Marburg 2003.

### Der Wiederaufbau des Dresdner Stadtzentrums während der 1950er und 1960er Jahre. Urbane Muster der Nachkriegsmoderne in der DDR

Der vorliegende Beitrag ist die leicht überarbeitete Fassung eines Referats, das der Verfasser auf dem von Thilo Hilpert ausgerichteten Kolloquium „Modern Architecture in Postwar Europe“ (Wiesbaden, 11.–13. November 2005) gehalten hat. Für wichtige Anregungen und Hinweise sei Herrn Dieter Schölzel (Dresden) herzlich gedankt.

- 1 Werner Durth/Niels Gutschow: *Träume in Trümmern. Planung des Wiederaufbaus im Westen Deutschlands 1940–1950*. 2 Bände, Braunschweig, Wiesbaden 1988. – Werner Durth/Jörn Düwel/Niels Gutschow: *Architektur und Städtebau der DDR*. 2 Bände, Frankfurt a. Main, New York 1998 (Neuaufgabe Bd. 1: Berlin 2007). – Gudrun Hahn/Andreas Butter/Holger Barth: *Prämiert und ausgedient. Dokumentation eines IRS-Sammlungsbestandes zu Städtebaulichen Wettbewerben in der DDR 1946–1977*. (=REGIO-doc Nr. 2, IRS). Erkner 1998.
- 2 Herbert Conert: *Gedanken über den Wiederaufbau Dresdens*. Dresden 1946, S. 21.
- 3 Gabriele Wiesemann: *Hanns Hopp 1890–1971. Eine biographische Studie zur modernen Architektur* (= Univ. Diss. Bonn 1998). Schwerin 2000.
- 4 Simone Hain: *Mart Stam in der DDR „... spezifisch reformistisch bauhausartig ...“*. In: *form +und zweck* 24 (1992), H. 2/3.
- 5 Matthias Lerm: *Abschied vom alten Dresden. Verluste historischer Bausubstanz nach 1945*. Rostock 2000.
- 6 Ralph Koch: *Leipzig und Dresden, Städte des Wiederaufbaus in Sachsen. Stadtplanung, Architektur, Architekten 1945–1955*. Univ. Diss., Leipzig 1998.
- 7 Thomas Topfstedt: *Aufbauplan und Demonstrationsplan – Das Leipziger Stadtzentrum in den fünfziger Jahren*. In: Katrin Keller (Hg.): *Feste und Feiern. Zum Wandel städtischer Festkultur in Leipzig*. Leipzig 1994, S. 313 ff.

- 8 *Die große Wende im Bauwesen*. In: *Deutsche Architektur* 4 (1955), H. 1, S. 1 ff.
- 9 Das Wohngebiet Dresden-Striesen wurde 1956 als erstes Dresdner Wohnungsbauvorhaben in Großblockbauweise begonnen; ab 1957 entstand das Wohngebiet Dresden-Johannstadt. Die erste Taktstraße für den Großblockbau wurde im Frühjahr 1959 zum Bau des Wohngebiets Seevorstadt eingerichtet.
- 10 Auf Einladung des BDA hatte 1955 eine Delegation französischer Architekten die DDR besucht. Im Mai 1956 erfolgte die Gegeneinladung für zehn Architekten und Baufunktionäre aus der DDR, welche sich besonders für die französischen Erfahrungen im Betonbau und im industriellen Wohnungsbau interessierten. Besichtigt wurden nicht nur die damals modernsten, nach den Planungen von André Lurcat und Albert Michaut errichteten Pariser Neubaugebiete in Saint-Denis, Orly und Ivry, sondern auch das nach Auguste Perrets Konzept wiederaufgebaute Le Havre. Die monumentale, auf Vorfertigung und Modularisierung beruhende Betonarchitektur der Wohn- und Gesellschaftsbauten und die großen stadträumlichen Gesten beeindruckten die Besucher nachhaltig, ebenso die zentralistisch staatliche Steuerung des französischen Wiederaufbaus, in dem man gewissermaßen wahlverwandschaftliche Züge zu erkennen glaubte. Vgl. Jacques Tournant: *Der Wiederaufbau von Le Havre*. In: *Deutsche Architektur* 6 (1957), H. 11, S. 631 ff. – Durth/Düwel/Gutschow 1998 (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 480 ff.
- 11 Thomas Topfstedt: *Die nachgeholte Moderne. Architektur und Städtebau in der DDR während der 50er und 60er Jahre*. In: Gabi Dolff-Bonekämper/Hiltrud Kier (Hg.): *Städtebau und Staatsbau im 20. Jahrhundert*. München 1996, S. 39 ff.
- 12 Dass dies zu Anfang der 60er Jahre überhaupt nicht mehr erwünscht war, offenbart die scharfe Kritik, die Edmund Collein in einem 1962 erschienenen Artikel am damaligen Stand der Zentrumsneuplanungen übte. Gewiss hatte er auch die gerade erst fertig gestellten Bauquartiere beiderseits des Dresdner Altmarktes im Blick, als er feststellte: „Der Großräumigkeit unserer Wohngebiete werden viel engere räumliche Vorstellungen über die Zentrumsbebauung gegenübergestellt. Müsste es nicht umgekehrt sein, indem die Stadtzentren auch im räumlichen Maßstab eine Steigerung gegenüber den Wohngebieten darstellen? Statt dessen kann man es als eine charakteristische Erscheinung ansehen, dass unsere Städtebauer den großen Maßstab der Magistralen und zentralen Plätze verleugnen, indem sie im Innern der Baugebiete passagenartige, möglichst enge und verwinkelte Einkaufsbereiche vorschlagen, weil sie offenbar glauben, durch die Bildung von intimeren Räumen eine bessere und richtigere Lösung zu finden.“ Vgl. Edmund Collein, *Über den Aufbau unserer Stadtzentren*. In: *Deutsche Architektur* 11 (1962), H. 2, S. 73.
- 13 *Einkaufszentrum Webergasse in Dresden*. In: *Deutsche Architektur* 14 (1965), Heft 1, S. 24 ff.
- 14 Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hg.): *Wunderwirtschaft. DDR-Konsumkultur in den 1960er Jahren*. Köln, Weimar, Wien 1996. – Annette Kaminsky: *Wohlstand, Schönheit, Glück. Kleine Konsumgeschichte der DDR*. München 2001.
- 15 *Ideenwettbewerb für das Haus der sozialistischen Kultur in Dresden*. In: *Deutsche Architektur* 9 (1960), H. 12, S. 670 ff. – Wolfgang Hänsch: *Haus der sozialistischen Kultur*. In: *Deutsche Architektur* 17 (1968), H. 4, S. 212 ff.
- 16 Georg Münter/Kurt Milde/Kurt Wilde: *Wettbewerb Prager Straße in Dresden*. In: *Deutsche Architektur* 12 (1963), H. 3, S. 133 ff., 153 f.
- 17 Peter Sniegou: *Die Planung des Gebiets Prager Straße in Dresden*. In: *Deutsche Architektur* 14 (1965), H. 1, S. 9.
- 18 So war bei allen großen innerstädtischen Neubauensembles, die in den 60er Jahren in der DDR entstanden, die Kombination monolithischer Bauweisen mit Großplattenbausystemen eine unabdingbare Voraussetzung. Bei der riesigen Wohnscheibe der Prager Straße wurden Untergeschoss und Ladengeschoss monolithisch, die neun Wohngeschosse in der für vielgeschossige Bauvorhaben entwickelten 5-Mp-Plattenbauweise ausgeführt. Die gleiche Plattenbauweise kam bei den Bettenhäusern der drei Interhotels „Bastei“, „Königstein“ und „Lilienstein“, sowie beim 15-geschossigen Bettenhaus des Interhotels „Newa“ zur Anwendung.



- 19 Franziska Bollerey: *Rotterdam baut auf. Eine weltberühmte Einkaufsstraße, progressive Solitäre und die Rahmenpläne von 1940, 1946 und 1955.* In: Christoph Bernhardt/Thomas Wolfes (Hg.): *Schönheit und Typenprojektierung. Der DDR-Städtebau im internationalen Kontext.* Erkner 2005, S. 105 ff.
- 20 Hans Schmidt: *Rotterdam, der Neubau einer Stadt.* In: *Deutsche Architektur* 10 (1961), H. 10), S. 572 ff. – Siehe auch Johann Greiner/Werner Rietdorf: *Fußgängerbereiche in Stadtzentren.* In: *Deutsche Architektur* 15 (1966), H. 10, S. 592 ff.
- 21 Matthias Lerm: *... in die Jahre gekommen. Prager Straße in Dresden 1965–72.* In: *Deutsche Bauzeitung* 137 (2003), H. 4, S. 68 ff. – Sächsische Akademie der Künste Dresden (Hg.): *Architektur und Städtebau der Nachkriegsmoderne in Dresden.* Dresden 2004. – *Bauwelt* 95 (2004), H. 11 (Themenheft zur Prager Straße). – Gunther Wölfle/Christiane Brasse/Michael Schiffner/Ines Roth: *Die Prager Straße in Dresden. Zum Umgang mit dem Erbe der Nachkriegsmoderne.* In: *kunsttexte.de* 6 (2006), Nr. 1.

### Fertigteilästhetik – Die Entstehung eines eigenen Ausdrucks bei Bauten aus vorgefertigten Stahlbetonteilen

- 1 Synonymisch wird in der Nachkriegszeit auch von „Fertigbauweise“ und „Fertigbau“ gesprochen sowie in ähnlicher Bedeutung von „Vorfertigung“.
- 2 Vgl. zur Geschichte etwa: Tihamér Koncz: *Handbuch der Fertigteilbauweise.* Wiesbaden, Berlin 1973, Band 1, S. 5–10. – Konrad Weller: *Industrielles Bauen*, Band 1. Stuttgart u.a. 1986, S. 32–43. – Allgemein zum Betonbau: Gustav Haegermann u.a.: *Vom Caementum zum Spannbeton. Beiträge zur Geschichte des Betons.* Wiesbaden, Berlin 1964.
- 3 Etwa: Wohnanlage in Lichtenberg, Sewanstraße, Martin Wagner 1925/26; Siedlung Dessau-Törten, Walter Gropius 1926; Siedlung Frankfurt-Praunheim, Ernst May 1927/28. Die Idee des Sozialen ging später nicht verloren; welche Rolle es für die Bauherren und Entwickler spielte, wäre eine eigene Untersuchung wert, da das verbreitete Vorurteil davon ausgeht, es handele sich um asoziale Profitmaximierung, vgl. etwa: *Die Bauverwaltung*, 11 (1962), H. 8, S. 384–388. Durch das rasche Erstellen typisierter und in Montagebauweise errichteter Schulen (sog. Hamburger Kreuzschulen) hätte der Schichtunterricht beendet werden können: Es ging den Planern hier konkret um die Verbesserung des Lebensstandards und um elementare Bedürfnisse des Alltags.
- 4 Vgl. zu den Planungen und Entwicklungen der 1950er Jahre insbesondere die beiden Kongressbände: Rektor der TH Dresden (Hg.): *Die Montagebauweise mit Stahlbetonfertigteilen und ihre aktuellen Probleme.* Internationaler Kongress 1954. Berlin 1955. – Rektor der TH Dresden (Hg.): *Die Montagebauweise mit Stahlbetonfertigteilen im Industrie- und Wohnungsbau.* 2. Internationaler Kongress 1957. Berlin 1958. – Vgl. ferner etwa: László Mók: *Bauen mit Stahlbetonfertigteilen. Hallen und Industriebauten.* Berlin, Budapest 1960.
- 5 Auf den formalen Unterschied zwischen den 1950er und 60er Jahren wird im Folgenden nicht detailliert eingegangen. Im impulsgebenden Industriebau gilt allgemein: Überwogen in den 50er Jahren bei den Dächern die Schalen, so wurden diese in den 60er Jahren gänzlich vom Faltwerk abgelöst. Wurden in den 50er Jahren vor allem Hallen mit Skelettkonstruktionen aus Fertigteilen entwickelt, so gab es in den 60er Jahren diverse Systeme und für das Äußere überwogen die Flächentragwerke.
- 6 Die Fachliteratur der Nachkriegszeit zählt die Leichtbaufassaden in der Regel zum Fertigbau, vgl. etwa: Walter Meyer-Bohe: *Vorfertigung. Handbuch des Bauens mit Fertigteilen.* Essen 1964, S. 70–76.
- 7 „Plattenbauweise“ ist ein unrichtig angewendeter Begriff, da es sich statisch bei einer Platte um ein liegendes Flächenelement handelt, während man bei einem stehenden von einer Tafel spricht.
- 8 Tihamér Koncz: *Handbuch der Fertigteilbauweise.* Wiesbaden, Berlin, 1. Auflage 1962 in einem Band, ab 2. Auflage in drei Bänden: Band 1, *Grundlagen. Dach- und Wandelemente. Wandtafeln*, 1966 und 1973; Band 2, *Hallen- und Flachbauten. Zweckbauten*, 1967, 1971 und 1975; Band 3, *Mehrgeschossbauten im Industriebau, öffentlichen Bau und Schulbau. Wohnungsbau in Großtafelbauweise*, 1967, 1970 und 1974.
- 9 Diese Grundidee ist sehr auffällig bei vielen der Veröffentlichungen. Für die Typenplanung der Universität Bochum etwa wird formuliert: „Somit kann jedes dieser Tragglieder unabhängig vom anderen nur für seine Funktion bemessen sein.“ Zit. nach: *Die Bauverwaltung* 15 (1966), H. 6, S. 350.
- 10 Der Tragwerkstechniker sagt hier, die Dächer dürften sich „nur in einem bestimmten Rahmen“ durchbiegen, denn tatsächlich biegen sie sich minimal durch.
- 11 Koncz bezeichnet sich in der Bildunterschrift als Architekt der Halle (Koncz 1975, Band 3, wie Anm. 8, S. 169). Die Halle konnte ich nicht ausfindig machen und datiere sie nach dem ersten Aufkommen bei: Koncz 1967, Band 2 (wie Anm. 8), S. 287–291. In der ersten Auflage von 1962 kommt die Halle nicht vor.
- 12 Koncz 1973, Band 1 (wie Anm. 8), S. 161f. und 168–171. – Koncz 1975, Band 2, S. 273–278.
- 13 Man könnte auch von Troglplatten sprechen, da die Rippen oben umlaufen; Koncz 1973, Band 1 (wie Anm. 8), S. 161 schreibt: „Außenwände, welche eine Trogform haben.“ Da Koncz auf S. 168 jedoch von „U“-Tafeln spricht, handelt es sich wohl konstruktiv um solche, die oben umlaufenden Stege hätten dann weniger eine aussteifende als vielmehr eine ein Auflager bildende Wirkung.
- 14 In der DDR wurde es unter dem Namen „VT-Faltwerk“ in den 70er Jahren gehäuft bei Schwimm-, Sport- und Kaufhallen angewandt.
- 15 Die besondere Eckausbildung mit einem Sonderteil, das in der Axonometrie (Abb. 2) zu sehen ist, fällt kaum auf.
- 16 Vgl. auch Koncz 1975, Band 2 (wie Anm. 8), S. 110; Abb. 100a und 100b: Dort ist ein Anschluss einer Stütze an die Binder gezeigt, dessen Verbindungsmittel mit einer besonderen Vorrichtung verborgen bleiben; auf diese Qualität verweist Koncz in der Bildunterschrift. Hier sollen nur Tragen und Lasten thematisiert werden, nicht etwa die Übertragung der Querkraftkräfte. Man fühlt sich an klassisch-dorische Tempel erinnert, bei denen verdeckte Pinienholzdübel oder Bleiverguss zur Sicherung gegen Verrutschung dienen. Den Vergleich mit der Antike als Vorbild, eine klassizistische Manier demnach, findet sich gelegentlich in der Fachliteratur. Vgl. Weller (wie Anm. 2) S. 35; Abb. 2.5 (Parthenon).
- 17 Vgl. Kurt Schneider u.a.: *Ein Bausystem für Hochschulen.* In: *Bauwelt* 53 (1962), H. 48, S. 1339–1349. – Kurt Schneider: *Ein Bausystem für Hochschulen – Die Wettbewerbsergebnisse.* In: *Bauwelt* 54 (1963), H. 30, 851–861. – Kurt Schneider: *Realisation des Marburger Bausystems.* Marburg o.O., o.J. (1963). – Kurt Schneider: *Ein Bausystem für Hochschulen – Universitätsbau in Marburg.* In: *Bauwelt* 55 (1964), H. 31/32, S. 841–863. – Kurt Schneider: *Die ersten Bauten im Marburger Bausystem.* o.O., o.J. (Marburg 1965). – Kurt Schneider: *Erfahrungen eines Universitäts-Neubauamtes bei der Planung vorgefertigter Schul- und Universitätsbauten.* In: *Betonsteinzeitung* 31 (1965), H. 5, S. 266–273. – *Staatliche Neubauleitung Marburg: Ein Bausystem für Hochschulen.* Marburg 1962. – *Philipps Universität Marburg, Allemagne.* In: *L'architecture d'aujourd'hui* 39 (1968), H. 137 (= Pierre Lacombe/Yvette Pontoizeau: Sonderheft Universitäten), S. 45–52. Ausführliche Bibliografie in: *Marburger Bausystem. Neubauten für die Universität im Neubaugebiet Lahnberge.* Marburg [Selbstverlag] 1971.
- 18 Vgl. Schneider u.a. in *Bauwelt* 1962 (wie Anm. 17), S. 1340–1342, mit einer theoretischen Herleitung der Knotenpunkte und Nennung historischer Parallelen.
- 19 Schneider in *Bauwelt* 1962 (wie Anm. 17), S. 1341.
- 20 Dies ist beim Kernforschungszentrum in Jülich der Fall, Vgl. Koncz 1974, Band 3 (wie Anm. 8), S. 143–145. Die Galerien ermöglichten einen geringeren Anteil der Verkehrsfläche (Fluchtwege) im Inneren. Sie waren von daher für den rationellen Grundriss von großer Bedeutung, ihr gänzlich Umlaufen aber ist gestalterisch motiviert. Bei einem der architektonisch bedeutendsten Bauten dieser Art, dem Geomatikum in Hamburg (Baubehörde Hamburg, Hochbauamt, 1974/1975) ist die plastische Wirkung beispielsweise bewusst diversifiziert, indem an den Schmalseiten geschlossene Fluchttreppenhäuser die Galerien vertikal durchstoßen.
- 21 Ferner zu nennen das Versandhaus Neckermann, Frankfurt am Main, 1958–60, und das Kanzleigebäude der Botschaft der Bundesrepublik in Washington D.C., 1958–64, etc.

- 22 Massimo Bettinotti (Hg.): *Kenzo Tange 1946–1996. Architecture and urban design*. Mailand 1996, S. 34.
- 23 Bürobau: z. B. Deutsche Bank in Berlin (Otto-Suhr-Allee), Günter Hönow und E. Dahmen, 1968; EDEKA Verwaltungsgebäude in Hamburg, City Nord, Wolske und Erler, 1972–74; Wohnungsbau: Olympisches Dorf in München, Heinle, Wischer & Partner, 1968–72 und Wohnanlage Cosima-Park München, Ernst Barth, 1962–69. Eine Adaption in der DDR ist der Verwaltungsbau der Elektro-Apparate-Werke in Berlin-Treptow, 1978/79 von Joachim Härter.
- 24 Zu den sehr zahlreichen Adaptionen in der BRD vgl.: Hans-Ulrich Schmidt: *Institutsbauten* (= Zentralinstitut für Hochschulbau Stuttgart, Planen und Bauen Heft 20). München 1980. – Der Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (Hg.): *Schnellbauprogramm 1970/71 des Bundes und der Länder* (= Schriftenreihe Hochschule 4). Bonn 1971. – Eine frühe kritische Auseinandersetzung sowohl vom Bautechnischen als auch vom Soziologischen und Ästhetischen her ist bereits 1976 erschienen: Stefanie Endlich u.a.: *Architektur, Staat und Wissenschaft. Untersuchungen zur Hochschulplanung in der BRD*. Berlin 1976, insb. S. 33–49.
- 25 Verfügungsgebäude 2 der Universität Hamburg in der Grindelallee 117, Systementwicklung Paul Thiele mit Imbau. Ein Gebäude aus denselben Teilen wurde im Universitätsklinikum Eppendorf errichtet (Gebäude N 45). Renommierte Architekten arbeiteten mit dem System Imbau: *Baumeister*, 67 (1979), H. 22, S. 1346–1351: „Imbau betreibt die Entwicklung von Bausystemen mit dem Ziel, als Industrieprodukte Gebäude zu festen Terminen und zu festem Preis zu erstellen. Hierbei ist nicht daran gedacht, Typen-Gebäude unveränderlich [...] festzulegen, sondern einen Katalog von Bauelementen für Konstruktion und Ausbau zu bringen, mit dem der freie Architekt die Bauaufgabe wirtschaftlich und funktionell richtig lösen kann.“ Auffällig ist die Distanzierung von der Typisierung. Ulrich Hartung, Berlin, machte mich darauf aufmerksam, dass in der Nachkriegszeit Normierung ohne Typisierung stärker ein Charakteristikum der BRD, Normierung und Typisierung der DDR war.
- 26 Die Problematik ist in fast keiner Publikation ausgespart. Vgl. etwa Spieker 1964 zum Marburger Hochschulbausystem (wie Anm. 17), S. 861.
- 27 Es ist kein Zufall, dass heute Technikbegeisterung über den Spaß daran vermittelt wird, wie insbesondere in der Handywerbung, der Werbung für Musikmassenspeicher, etc.
- 28 Koncz zeichnete 1988 rückblickend ein günstigeres Bild: Tihamér Koncz: *Vorfertigung. Gedanken über den Fertigungsbau 25 Jahre danach*. In: *Deutsche Bauzeitung* 122 (1988), H. 1, S. 62–66.
- 29 Dies bestätigte mir Rainer Mertes vom Fachgebiet Planungs- und Bauökonomie der TU Berlin im Gespräch.
- 30 Bei Eisenbahnfahrten Ende 2006 zwischen Mailand, Bergamo und Venedig sah ich gut 40 solcher Hallen, von denen etwa sechs gerade fertiggestellt wurden. Die Firma „Pama Prefabbricati“ scheint in dieser Gegend führend zu sein ([www.pamaprefabbricati.it](http://www.pamaprefabbricati.it)).

### Versteckt in den Vororten – Die Einfamilienhäuser der Nachkriegsmoderne in Berlin

- 1 Zu den in Bayern geschützten Bauten zählen auch einige Fertighäuser der Firma MAN (freundl. Auskunft von Dr. Helga Himen und Dr. Burkhard Körner, Landesdenkmalamt Bayern). Das Architekten-Wohnhaus von Kurt Ackermann, der zu den bedeutenden bayerischen Architekten des 20. Jahrhunderts zählt, steht dagegen nicht unter Schutz. Die als Stahlskelettkonstruktion errichtete Villa von 1961 in Herrsching am Ammersee ist innen wie außen nahezu unverändert erhalten; siehe: O. V.: *Architektenhaus in Bayern. Architekt Kurt Ackermann, Mitarbeiter Jürgen Feit*. In: *Baumeister* 59 (1962), S. 859–864. Auch die avantgardistischen, seinerzeit international beachteten Einfamilienhäuser von Walter und Bea Betz aus den 50er und 60er Jahren blieben bisher unbeachtet. Im Saarland war im Jahr 2005 kein einziges nach 1945 errichtetes Einfamilienhaus in der Denkmalliste vertreten (freundl. Auskunft Dr. Ulrike Wendland, ehem. Leiterin des Landesdenkmalamtes), obwohl zum Beispiel die Einfamilienhäuser von Karl Hanus durchaus von überregionaler Bedeutung sind. Für die Angaben aus Westfalen danke ich Dr. Christoph Heuter, LWL-Amt für Denkmalpflege in

Westfalen. Vorbildlich ist die Erfassung der Nachkriegsmoderne im Rheinland, insbesondere in Köln. Die Pionierleistung der ehemaligen Stadtkonservatorin Hiltrud Kier, die bereits in den 80er Jahren systematisch mit der Aufarbeitung dieser Epoche begann, setzt bis heute Maßstäbe.

- 2 Siehe die im Internet abrufbare Denkmalliste unter <http://www.stadtentwicklung.berlin.de/denkmal/denkmalliste/>. Eine Recherche nach Baugattungen oder Zeitabschnitten ist nicht möglich. Herrn Dr. Hubert Staroste, Landesdenkmalamt Berlin, sei für ergänzende Hinweise gedankt.
- 3 An dieser Stelle muss erwähnt werden, dass im ehemaligen Ost-Berlin, wie überhaupt in der DDR, kaum architektonisch herausragende Einfamilienhäuser entstanden sind. Der individuelle Wohnbau gehörte nicht zu den von einem sozialistischen Staat geförderten Bauaufgaben. Ohnehin lagen die traditionell bedeutenden Villengebiete mit dem größten Entwicklungspotential im Westteil der Stadt.
- 4 Insgesamt sind im Jahr 2006 29 nach 1945 errichtete Einfamilienhäuser in der Denkmalliste eingetragen. Die Differenz ergibt sich, da zwei Gebäude bereits stark verändert sind und keinen Denkmalstatus mehr verdienen (Haus Kersten von 1957/58 von Heinz Schudnagies, Wiltinger Straße 15 in Reinickendorf-Frohnau sowie Nussbaumallee 1–3, 1964/65 von Johannes Hildisch und Gerd Brand in Charlottenburg-Westend).
- 5 Diese verklammern die Dachplatte mit dem Boden, haben aber eine rein gliedernde Funktion; vgl. v.a. das Hörsaalgebäude des Max-Planck-Instituts für Physik und Astrophysik in München-Freimann. Abbildung in: Hans Wichmann: In *memoriam Sep Ruf*. Stuttgart 1985, S. 102f.
- 6 Haus Sobotka, ehemals Spechtstraße 16, und Haus Müller-Rehm, ehemals Miquelstraße 92, beide in Zehlendorf-Dahlem. Für Haus Platte wurde 1985 die Denkmalwürdigkeit vom Landeskonservator geprüft und negativ beurteilt. In einem Schreiben an das Stadtplanungsamt wird dies mit den deutlichen architektonischen „Schwächen“ begründet, die sich „in einem überschlägigen Vergleich bekannter Objekte ähnlicher Konzeption“ zeigten. Einschränkend wird festgestellt: „Der geringe zeitliche Abstand erschwert allerdings eine unvoreingenommene Beurteilung, zumal eine auswertende Übersicht über Zahl und Qualität vergleichbarer Objekte fehlt.“; Bezirksamt Steglitz-Zehlendorf, Bauakte Starstraße 7. Seither wurde, soweit dem Autor bekannt ist, bei keinem der abgebrochenen Bauten die Denkmalwürdigkeit geprüft, was sicher auch mit dem wachsenden Personalmangel in den Denkmalämtern zusammenhängt.
- 7 Die zahlreichen unsensiblen Veränderungen und Sanierungen, die beispielsweise zwei Wohnhäusern von Günter Hönow widerfuhren, kommen fast einem Abriss gleich; Häuser Häberer I (1962/63) und Häberer II (1964/65), Glienicker Straße 9–11 und 12, Zehlendorf-Wannsee. Gleiches gilt für das denkmalgeschützte Haus von Johannes Hildisch und Gerd Brand (1963/64) in der Nussbaumallee 1–3 in Charlottenburg-Westend. Stark veränderte Bauten wurden bei der Erfassung nicht mehr berücksichtigt.
- 8 Alexander Hoff gab den Anstoß für dieses Projekt. Von seiner umfassenden Kenntnis der Baukunst der Nachkriegsmoderne hat dieser Aufsatz stark profitiert. Eine gemeinsame Buchveröffentlichung zum Thema ist in Planung.
- 9 Neben den Architekten-Monografien waren die beiden Architekturführer von Rave/Knöfel sowie insbesondere der 1975 erschienene Band zum Einfamilienhausbau der Reihe „Berlin und seine Bauten“, den Julius Posener und Burkhardt Bergius bearbeitet haben, sehr hilfreich. Die Bauten der Nachkriegszeit sind darin insgesamt zwar unterrepräsentiert – gemessen am frühen Erscheinungszeitpunkt leisteten Posener und Bergius aber eine solide Grundlagenforschung, auf die hätte aufgebaut werden können. Die wichtigste Literatur ist im Folgenden aufgezählt. Als Versuch einer kurzen typologischen Einordnung siehe: Thomas Steigenberger: *Post War Detached Houses in Berlin and their preservation*. In: *Edinburgh Architecture Research* 29 (2004), S. 105–109. – *Berlin und seine Bauten*. Teil IV: *Wohnungsbau*, Band C: *Die Wohngebäude – Einfamilienhäuser*. Berlin 1975. – Helmut Geisert: *Heinz Schudnagies Architekt*. Berlin 1992. – Günther Kühne: *Portrait Hans Schaefers*. Berlin 1985 (= Architekten heute, Bd. 3). – Udo Kultermann (Vorwort): *Sobotka & Müller. Bauten*



- und Projekte. Tübingen 1967. – Kurt Kurfiss: *Kurt Kurfiss. Ein Zehlendorfer Architekt*. Berlin 1985. – Udo Kultermann: *Wassili und Hans Luckhardt. Bauten und Entwürfe*. Tübingen 1958. – Haila Ochs: *Werner Düttmann. Verliebt ins Bauen*. Basel 1990. – Peter Pfankuch: *Hans Scharoun* (Kat. Ausst. Berlin 1967). Berlin 1967. – Rolf Rave/Hans-Joachim Knöfel: *Bauen seit 1900 in Berlin*. Berlin 1968. – Rolf Rave u.a.: *Bauen der 70er Jahre in Berlin*. Berlin 1981. – Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz (Hg.): *Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Baudenkmale in Berlin. Bezirk Wilmersdorf, Ortsteil Grunewald*. Berlin 1993. – Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz (Hg.): *Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Baudenkmale in Berlin. Bezirk Zehlendorf, Ortsteil Zehlendorf*. Berlin 1995. – Anna Teut: *Portrait Georg Heinrichs*. (= Architekten heute, Bd. 1). Berlin 1984.
- 10 Gewinnbringend war auch die Zusammenarbeit mit der Oberen und den Unteren Denkmalschutzbehörden seit Anfang 2005, wodurch unter anderem eine Einsichtnahme in die Bauakten ermöglicht wurde.
  - 11 Heinz Schudnagies wurde als der produktivste Vertreter dieser Richtung im Einfamilienhausbau bereits genannt. Von den verschiedenen Strömungen des Neuen Bauens beeinflusst sind beispielsweise Hans Bandel und Dietrich Noack, deren Architekturideal die „weiße“ Moderne ist (Haus Bandel, Pücklerstraße 21 bzw. Haus Resa, Loebellstraße 19, beide 1965). Siegfried Höffie und Erwin Eickhoff, zwei langjährige Büromitarbeiter von Georg Heinrichs, nehmen mit ihrem 1969–70 errichteten Haus Cawi in der Starstraße 2a Anleihen beim organoiden Formenrepertoire von Erich Mendelsohn.
  - 12 Die wirtschaftliche Konsolidierung nach der Währungsreform 1948 begann schleppend und zunächst standen Trümmerbeseitigung, Wiederaufbau und die behelfsmäßige Linderung der schlimmsten Wohnungsnot im Vordergrund. Bei den neu errichteten Einfamilienhäusern ist, abgesehen von wenigen Ausnahmen, die Dominanz des – nach der gleichnamigen Zeitschrift benannten – sogenannten „Baumeister-Stils“ auffällig: Einfache Satteldachhäuser, die sich nur wenig von denen der 30er Jahre unterscheiden.
  - 13 In die für Ende 2008 angekündigte Denkmaltopographie für die Ortsteile Dahlem, Nikolassee und Wannsee werden die Ergebnisse der Untersuchung von Steigenberger/Hoff einfließen. Zum Bezirk Zehlendorf gehören des Weiteren die Ortsteile Zehlendorf und Schlachtensee, für die bereits eine Denkmaltopographie vorliegt. Nur für diesen Bezirk, in dem sich etwa die Hälfte der Objekte befindet, konnten bisher auch die Bauakten eingesehen werden. Im Bezirk Wilmersdorf liegen die Villenvororte Grunewald und Schmargendorf. Ebenfalls bereits erfasst wurden die Ortsteile Westend und Frohnau, die zu den Bezirken Charlottenburg bzw. Reinickendorf gehören, sowie Kladow und Weinmeisterhöhe in Spandau. Einfamilienhäuser gibt es auch in den übrigen Vororten der Stadt; in den aufgezählten, traditionellen Villengebieten befindet sich aber mit ca. 90 Prozent der überwiegende Anteil potentieller Denkmale.
  - 14 Freiherr-vom-Stein-Straße 15, Reinickendorf. Bergner war langjähriger Mitarbeiter von Werner Düttmann und u.a. maßgeblich beteiligt an dessen Planungen für die Akademie der Künste; siehe Brigitte Hagelstein: *Ein kleines Haus mit interessantem Grundriss*. In: *Die Welt*, 13.05.1966.
  - 15 Pücklerstraße 21/Amselstraße, Zehlendorf-Dahlem.
  - 16 Scharfe Lanke 51, Spandau-Pichelsdorf.
  - 17 Humboldtstraße 33, Wilmersdorf-Grunewald.
  - 18 Siehe die Abbildungen in: Bernd Evers (Hg.): *Kunst in der Bibliothek. Zur Geschichte der Kunstbibliothek und ihrer Sammlungen*. Berlin 1994, S. 236f. – Vom 10. Juni bis zum 27. August 2006 fand in der Berlinischen Galerie eine kleine Ausstellung anlässlich des 80. Geburtstags von Georg Heinrichs statt. Siehe <http://www.taz.de/pt/2006/06/14/a0267.1/textdruck> und <http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2006/0610/feuilleton/0039/index.html>.
  - 19 Siehe zum Beispiel sein Vorwort in: Rainer Haubrich: *Unzeitgemäß. Traditionelle Architektur in Berlin*. Berlin 1999, S. 7–10.
  - 20 Wolf Jobst Siedler in: Anna Teut: *Portrait Georg Heinrichs*. Berlin 1984, S. 8.
  - 21 Wachstraße 4, Reinickendorf-Tegel bzw. Schönfließer Straße 18/20, Reinickendorf-Frohnau.
  - 22 Siehe Anm. 7.
  - 23 Arnold-Knoblauch-Ring 51, Zehlendorf-Wannsee; siehe Annemarie Lancelle: *Einfamilienhaus in Berlin-Wannsee*. In: *Architektur und Wohnform* 72 (1966), S. 41–45.
  - 24 Diesen Hinweis verdanke ich Alexander Hoff; siehe Peter Blake: *Marcel Breuer. Architect and Designer*. New York 1949, S. 86.
  - 25 Den Häusern Kersten (errichtet 1957/58, Wiltinger Straße 15) und Schultz (errichtet 1966/67, Olwenstraße 62) in Frohnau beispielsweise ist die fast um zehn Jahre auseinander liegende Bauzeit kaum anzusehen.
  - 26 Man denke nur an die Farbkonzepte von Utz Kampmann für das Märkische Viertel in Berlin. Im Einfamilienhausbau hielten die Farben der Pop Art in die Wohnräume Einzug. Bernhard Binder kontrastierte bei seinem Wohnhaus in der Kronberger Straße 10 in Grunewald blaue Fassadenelemente mit Sichtbeton und Kurt Kurfiss versah seine Wohnhäuser der späten 60er Jahre mit eindrucksvollen Fassadenreliefs (insbesondere Haus Weiss, Hochbaumstraße 77, Berlin-Zehlendorf).
  - 27 Vorbehalte kommen sogar in der vom Nationalkomitee für Denkmalschutz herausgegebenen Broschüre zur Architektur der 60er Jahre zum Ausdruck, etwa wenn es über den Kanzlerbungalow von Sep Ruf – ein unbestrittenes Meisterwerk – heißt, dass man „angesichts der unterkühlten Gestaltung der Repräsentationsräume“ begreife, warum „das Gebäude bei den Nachfolgern von Kanzler Ludwig Erhard nicht sonderlich beliebt war.“; siehe Ralf Lange: *Architektur und Städtebau der sechziger Jahre* (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Band 65). Bonn 2003, S. 55. Schon die Titelseite mit einem Bild des Mauerbaus und die durchgehenden Schwarzweißabbildungen – bei einer Ära, deren spezifische Qualitäten insbesondere in der Farb- und Materialwahl zum Ausdruck kommen – geben einen verzerrten, ungünstigen Eindruck.
- „Urbanität durch Dichte“ – Die neue Maxime im deutschen Städte- und Siedlungsbau der 1960er Jahre**
- 1 Die Vorträge der einzelnen Referenten auf der BDA-Tagung 1963 in Gelsenkirchen sind abgedruckt in: Gerhard Boeddinghaus (Hg.): *Gesellschaft durch Dichte. Kritische Initiativen zu einem neuen Leitbild für Planung und Städtebau 1963/1964* (= *Bauwelt Fundamente*, Bd. 107). Braunschweig, Wiesbaden 1995, S. 19–106.
  - 2 Zur Konferenz des Deutschen Städtetages 1960 in Augsburg siehe: *Erneuerung unserer Städte. Vorträge, Aussprachen und Ergebnisse der 11. Hauptversammlung des Deutschen Städtetages, Augsburg, 1.–3. Juni 1960* (= Neue Schriften des Deutschen Städtetages). Stuttgart, Köln 1960.
  - 3 Edgar Salin: *Urbanität*. In: *Erneuerung unserer Städte 1960* (wie. Anm. 2), S. 9–34, zu dem im Text genannten Zitat siehe S. 34.
  - 4 Es kann hier nicht der Ort sein, die gesamte Fachliteratur zu dem neuen Leitbild der „urbanen und verdichteten Stadt“ in den 60er Jahren zu nennen. Als Einführung seien erwähnt: Hans-Reiner Müller-Raemisch: *Leitbilder und Mythen in der Stadtplanung 1945–1985*. Frankfurt/M. 1990, S. 59–94. – Ilse Irion/Thomas Sieverts: *Neue Städte. Experimentierfelder der Moderne*. Stuttgart 1991, S. 9–15, 278–292. – Thomas Hafner: *Vom Montagehaus zur Wohnscheibe. Entwicklungslinien im deutschen Wohnungsbau 1945–1970* (= Stadt Planung Geschichte, Bd. 13). Basel, Berlin, Boston 1993, S. 253–315. – Dietmar Reinborn: *Städtebau im 19. und 20. Jahrhundert*. Stuttgart, Berlin, Köln 1996, S. 233–302.
  - 5 Zum Begriff des Paradigmenwechsels siehe Reinborn 1996 (wie Anm. 4), S. 277.
  - 6 Zum Deutschen Städtetag 1971 in München siehe: *Rettet unsere Städte jetzt! Vorträge, Aussprachen und Ergebnisse der 16. Hauptversammlung des Deutschen Städtetages vom 25. bis 27. Mai 1971 in München* (= Neue Schriften des Deutschen Städtetages, Heft 28). Stuttgart 1971.

- 7 Hans-Jochen Vogel: *Rettet unsere Städte jetzt!* In: *Rettet unsere Städte jetzt!* 1971 (wie Anm. 6), S. 55–84, hier S. 67.
- 8 Hermann Funke: *Arbeitskreis I „Stadterneuerung“*. In: *Rettet unsere Städte jetzt!* 1971 (wie Anm. 6), S. 105–114.
- 9 Zu Salins Forderung nach einer „neuen Urbanität“ siehe Anm. 3.
- 10 Zu dem Idealbild der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ siehe Johannes Göderitz/Roland Rainer/Hubert Hoffmann: *Die gegliederte und aufgelockerte Stadt* (= Archiv für Städtebau und Landesplanung, Bd. 4). Tübingen 1957. – Müller-Raemisch 1990 (wie Anm. 4), S. 21–55. – Irion/Sieverts 1991 (wie Anm. 4), S. 9–14, 278–292. – Reinborn 1996 (wie Anm. 4), S. 183–187.
- 11 Der Zusammenhang zwischen der damaligen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gesamtsituation in der Bundesrepublik und der Entwicklung des neuen urbanistischen Leitbildes ist bereits von Paolo Nestler mit Peter M. Bode und Ralf Lange anschaulich dargestellt worden. Paolo Nestler/Peter M. Bode: *Deutsche Kunst seit 1960 – Architektur*. München 1976, S. 9–30. – Ralf Lange: *Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Planen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975* (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Bd. 65). Bonn 2003, S. 7–13.
- 12 Mit insgesamt 623.847 errichteten Wohnungen wurde 1964 der neue Höchststand in der bundesdeutschen Wohnbautätigkeit erreicht. Zu dieser Produktionszahl siehe Hafner 1993 (wie Anm. 4), S. 260, 262, T17.
- 13 Zu den sog. „Demonstrativbauvorhaben“ siehe Hafner 1993 (wie Anm. 4), S. 294–296.
- 14 Die im Text genannten Daten und Informationen zur Entlastungsstadt Neuperlach in München sind der folgenden Fachliteratur entnommen: *Perlach. Entlastungsstadt für München*. Sonderdruck aus der Zeitschrift *Baumeister* 8 (1966), S. 53–58. – Egon Hartmann: *Stadtteil Perlach München*. In: *Architekturwettbewerbe* 57 (1969), S. 1–48. – Edgar Luther: *Stadtplanung und ihre Durchführung*. In: *Aufbau* 11 (1969), S. 438–445. – Egon Hartmann/Dieter Wahls: *Stadtteil Perlach*. In: Baureferat der Landeshauptstadt München (Hg.): *Bauen in München 1960 bis 1970*. München 1970, S. 37–47. – *München-Neuperlach. Großformen und Differenzierung*. In: *Versuchs- und Vergleichsbauten und Demonstrativmaßnahmen* (= Schriftenreihe des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau). Bonn-Bad Godesberg 1977, S. 7–134. – Sabine Tzschaschel: *Neuperlach. Lebensqualität in einer Satellitenstadt*. In: *Münchener Geographische Hefte* 55/56 (1987), S. 503–535. – Steffen Krämer: *Wohnstadt – Trabantenstadt – Planungen für München*. In: Hilke Gesine Möller (Hg.): *Reihe Zeile Block & Punkt. Wohnungen, Häuser, Siedlungen im Raum München*. Kat. Ausst. München 1997, S. 140–147.
- 15 Frühe kritische Stellungnahmen gegenüber dem Konzept der Entlastungsstadt Neuperlach sind zwei Vorträge, die Paul Ottmann zwischen 1967 und 1970 im Münchner Rotary-Club gehalten hat; siehe dazu Paul Ottmann: *Die Münchner Siedlungsprobleme – Überlegungen zur augenblicklichen Situation*. Vortrag, gehalten am 5.10.1967 (Manuskript Archiv Südhausbau). – Paul Ottmann: *Aus Fehlern der Nachkriegsstädte neue Impulse für den Städtebau*. Vortrag, gehalten am 30.4.1970 (Manuskript Archiv Südhausbau). – In diesem Zusammenhang ebenso zu erwähnen sind Rainer Strecker: *Versuch einer Analyse der Hintergründe der Planung von Neu-Perlach*. In: *Berichte und Protokolle des Münchner Forum* 13 (1970), S. 1–22. – Petra Dorsch: *Eine neue Heimat in Perlach. Das Einleben als Kommunikationsprozeß*. Univ. Diss. München 1972. – Oskar Holl: *Sozialkulturelle Einrichtungen und Möglichkeiten in Neuperlach*. In: *Berichte und Protokolle des Münchner Forum* 71a (1981), S. 1–27.
- 16 Zur Zentrumsplanung in Neuperlach und zu deren Einstellung im Juni 1973 siehe Bernt Lauter: *Zentrum Perlach. Leiden und Sterben einer Konzeption*. In: *Bauwelt* 28 (1973), S. 1238–1245.
- 17 Zur Doktrin der „autogerechten Stadt“ siehe Hans Bernhard Reichow: *Die autogerechte Stadt. Ein Weg aus dem Verkehrs-Chaos*. Ravensburg 1959.
- 18 Zu dieser offiziellen Zielsetzung einer Erlebnisgestaltung in Neuperlach siehe die in Anm. 14 angegebene Fachliteratur.
- 19 Zu dem Slogan „Rückkehr zur Urbanität“ siehe Hafner 1993 (wie Anm. 4), S. 306; zu dem Begriff „Erlebnisdichte“ siehe Lucius Burckhardt/Marcel Herbst: *Wachstum, Dichte und Flexibilität*. In: *Gesellschaft durch Dichte* 1995 (wie Anm. 1), S. 90, 99.
- 20 Als Beispiele für einzelne kritische Stellungnahmen der Referenten auf der BDA-Konferenz 1963 in Gelsenkirchen seien die Vorträge von Erich Kühn, Günter Günschel und Yona Friedman genannt. Siehe dazu Erich Kühn: *Zur Einführung*, in: *Gesellschaft durch Dichte* 1995 (wie Anm. 1), S. 27. – Günter Günschel: *Gemeinschaftsbildung und bauliche Dichte*. In: *Gesellschaft durch Dichte* 1995 (wie Anm. 1), S. 30, 38, 41. – Yona Friedman: *Datenermittlung zur Stadtplanung*. In: *Gesellschaft durch Dichte* 1995 (wie Anm. 1), S. 42.
- 21 Alexander Mitscherlich: *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*. Frankfurt/M. 1996 (Erstausgabe Frankfurt/M. 1965), zum von Mitscherlich selbst gewählten Begriff des Pamphlets siehe dort S. 7.
- 22 Zu Mitscherlichs Schuldzuweisungen an die Wohnbaugesellschaften, die Städteplaner und die Architekten siehe Mitscherlich 1996 (wie Anm. 21), insb. S. 29, 45f.
- 23 Zur Planung und Entstehung der Großsiedlung in Heidelberg-Emmertersgrund siehe Irion/Sieverts 1991 (wie Anm. 4), S. 56f., 76–101. – Hafner 1993 (wie Anm. 4), S. 313–315. – Reinborn 1996 (wie Anm. 4), S. 259f.
- 24 Zu diesen kritischen Slogans siehe Karolus Heil: *Neue Wohnquartiere am Stadtrand*. In: Wolfgang Pehnt (Hg.): *Die Stadt in der Bundesrepublik. Lebensbedingungen, Aufgaben, Planung*. Stuttgart 1974, S. 181. – Irion/Sieverts 1991 (wie Anm. 4), S. 10, 127. – Mitscherlich 1996 (wie Anm. 21), S. 13.
- 25 Gerd Albers: *Was wird aus der Stadt? Aktuelle Fragen der Stadtplanung*. München 1972. – Gerd Albers: *Ideologie und Utopie im Städtebau*. In: Pehnt 1974 (wie Anm. 24), S. 453–476. – Karolus Heil: *Kommunikation und Entfremdung. Menschen am Stadtrand – Legende und Wirklichkeit*. Stuttgart 1971. – Heil 1974 (wie Anm. 24), S. 181–200.
- 26 Vereinigung der Stadt-, Regional- und Landesplaner e.V., SRL (Hg.): *Nachbesserung von Großsiedlungen der 60er- und 70er-Jahre. Bericht über die Halbjahrestagung 1985 in Hamburg* (= SRL-Information 20). Bochum 1986.
- 27 Zu diesen Veränderungen in Neuperlach ab den 80er Jahren siehe insb. Tzschaschel 1987 (wie Anm. 14), S. 503–535. – Krämer 1997 (wie Anm. 14), S. 140–147.
- 28 Zu der Tagung 1985 in Hamburg siehe Anm. 26.
- 29 Zu den Einwohner- und Wohnungszahlen Anfang der 90er Jahre in Neuperlach siehe Christiane Thalgott: *Riem und Freiam – Wohnen in neuen Siedlungen*. In: Christian Ude (Hg.): *Münchner Projekte. Die Zukunft einer Stadt*. München 1993, S. 37.
- 30 Als anschauliches Beispiel hierfür kann die in Darmstadt ab 1968 realisierte Großsiedlung Kranichstein genannt werden, deren zentrales Siedlungsquartier des 1. Bauabschnitts sich heute schon in einem teilweise ruinösen Zustand befindet. Zu der Siedlung Darmstadt-Kranichstein siehe Reinborn 1996 (wie Anm. 4), S. 257f.



**Objektverzeichnis****Aachen**

Klinikum: 10, 50, **52 (Abb. 1)**

**Bad Homburg v.d. Höhe**

Haus Tormann: 101

**Bad Honnef**

Haus Mayer-Kuckuk: 61

**Bergisch-Gladbach-Bensberg**

Rathaus: **11 (Abb. 9)**, 13, 55

**Berlin**

„Ahornblatt“: siehe Restaurant „Ahornblatt“

Akademie der Künste, Hansaviertel: 97

Arkonaplatz: 11

Arnimplatz: 11

Atlas Tower/Schimmelpfenghaus: 23

Außenministerium der DDR: 26

Autobahnüberbauung, Schlangenbader Straße: 96

BEWAG-Verwaltung: 32

Bikinihaus: siehe Zentrum am Zoo

Breitscheidplatz: 23

„City West“: 23

Deutsche Bank, Ernst-Reuter-Platz: 100

Deutsche Bank, Otto-Suhr-Allee: 128 (Fn. 23)

Elektro-Apparate-Werke, Treptow: 128 (Fn. 23)

Gedächtniskirche: 23

Gropiusstadt: 9

Hansaviertel: 27, 97

Hauptverwaltung des Thyssenkonzerns (Projekt): 26

Haus Bandel: 93

Haus des Lehrers: **21 (Abb. 6)**

Haus Dr. Dienst, Herthastraße/Bismarckallee 21, Wilmersdorf-Grünwald: 97, **99 (Abb. 10)**

Haus Dr. Schätzing, Clayallee 256, Zehlendorf: 96, **98 (Abb. 9)**

Haus Dr. Speck: 93

Haus Gause: 96

Haus Häberer I: 97

Haus Häberer II: 97

Haus Hanke-Förster, Teltower Damm 139, Zehlendorf: **91 (Abb. 4)**, 93

Haus Hardenberg („Kieperthaus“): **20 (Abb. 4, 5)**

Haus Hönow, Otto-Erich-Straße 20, Zehlendorf-Wannsee: 100, **103 (Abb. 13–14)**

Haus Immenhausen, Arnold-Knoblauch-Ring 51: 100, **102 (Abb. 12)**

Haus Karsch, Klopstockstraße 37, Zehlendorf-Schlachtensee: 93 f., **94 (Abb. 5, 6)**, 100

Haus Kersten, Wiltinger Straße 15, Reinickendorf-Frohnau: 129 (Fn. 4)

Haus Köpke, Dohnenstieg 10, Zehlendorf-Dahlem: 101, **105 (Abb. 15)**

Haus Menne, Zingerleweg 29, 31/Bartschweg, Spandau-Kladow: 97, **102 (Abb. 11)**

Haus Mocken, Gelfertstraße 44–46, Zehlendorf-Dahlem: 89 f., **90 (Abb. 2)**

Haus Müllerburg, Sensenburger Allee 19a, Charlottenburg-Westend: 96, **98 (Abb. 8)**

Haus Nussbaumallee 1–3, Charlottenburg-Westend: 129 (Fn. 4)

Haus Plettner, Scharfe Lanke 51, Spandau-Pichelsdorf: 93, **95 (Abb. 7)**

Haus Robenhagen, Bismarckstraße 16, Zehlendorf-Wannsee: 89 f., **91 (Abb. 3)**

Haus Rudolf Platte, Starstraße 7, Zehlendorf-Dahlem: **90 (Abb. 1)**, 92

Haus Salzenbrodt, Tegel: 97

Haus Salzenbrodt, Frohnau: 97

Hofhaus, Hansaviertel: 97

IBM-Haus: 15, **19 (Abb. 3)**

„Kieperthaus“: siehe Haus Hardenberg

Klinikum Steglitz: 89

Kongresshalle (Ost): **21 (Abb. 6)**

Kongresshalle (West): 89

Kulturforum: **27 (Abb. 12)**

Märkisches Viertel: 9, 96

Matthäi-Kirche: siehe Kulturforum

Matthäikirchplatz: siehe Kulturforum

Neue Nationalgalerie: 12, **27 (Abb. 12)**

Palast der Republik: **25 (Abb. 10)**, 26

Philharmonie: 101, siehe auch Kulturforum

Restaurant „Ahornblatt“: **15 (Abb. 1)**, 32

Schimmelpfenghaus: **21 (Abb. 7)**, 23

Schlangenbader Straße: siehe Autobahnüberbauung Schlangenbader Straße

Sewanstraße: siehe Wohnanlage Sewanstraße

Staatsbibliothek: 101, siehe auch Kulturforum

Staatsratsgebäude: **25 (Abb. 11)**, 26

Stadtschloss: 26

U-Bahn-Pavillon Fehrbelliner Platz: 15, **18 (Abb. 2)**

Wohnanlage Sewanstraße, Lichtenberg: 126 (Fn. 3)

Wohnhaus Hilberseimer / Am Rupenhorn: 96

Wohnhaus Günter Hönow: siehe Haus Hönow

Wohnhaus Dr. Schätzing: siehe Haus Dr. Schätzing

Zentrum am Zoo: **24 (Abb. 8, 9)**, 26, 120 (Fn. 26)

Zentrum Berlin-Ost: 76

Zoopalast: **24 (Abb. 9)**, 26, 120 (Fn. 26)

**Bochum**

Ruhr-Universität: 32

**Bonn**

Alexander von Humboldt-Stiftung, Bad Godesberg: **58–60 (Abb. 7, 10)**

Bahnhofspavillon Bad Godesberg: 62, **63 (Abb. 11)**

Belgische Botschaft (ehemals): **58 (Abb. 8)**, 59

Büro- und Atelierhaus Ernst van Dorp, Bonner Talweg: 55, **56 (Abb. 4)**

Bundespräsidialamt: 59

Cassius-Bastei: 32

Herold-Verwaltungsgebäude/Erweiterung: 33

Hotel Bristol, Prinz-Albert-Straße 2/Poppelsdorfer Allee: **31 (Abb. 4)**, 33, 122 (Fn. 24)

Juridicum: 62

Kanzlerbungalow: 59

Kirche Heilig Kreuz, Bonn-Beuel: 51, **56 f. (Abb. 3, 6)**

Konrad-Adenauer-Haus: **53 (Abb. 2)**

„Large Two Forms“ (Henry Moore), vor dem Kanzleramt: 62

Mosaik (Vasarely), Juridicum: 62

Neuer Plenarsaal: 50

Stadthaus: 32

Villa Hammerschmidt: 59

**Bornim bei Potsdam**

Haus Mattern: 101

**Bremen**

Haus der Bürgerschaft: 84

Neue Vahr: **7 (Abb. 2)**, 8, 13

Stadthalle: **9 (Abb. 6)**, 13

**Brüssel (Belgien)**

Atomium, Weltaustellung 1958: 59

Deutscher Pavillon, Weltaustellung 1958: 85

**Darmstadt**

Großsiedlung Kranichstein: 133 (Fn. 30)

**Dessau**

Siedlung Dessau-Törten: 126 (Fn. 3)

**Dorsten-Wulfen**

Habiflex, Jägerstraße 1–40: **31 (Abb. 5)**, 32

**Dortmund**

Pädagogische Hochschule: **86 (Abb. 6, 7)**

**Dresden**

Altmarkt: 64 f., **68 (Abb. 3)**, 71, 73, 76, 125 (Fn. 12)

Altmarkt-Ensemble: 65

„Altmarktgalerie“, ECE-Shopping Center: 73

Altstadt: 64

Böhmischer Bahnhof (ehemals): 73

Dr.-Wilhelm-Külz-Ring: 76

Einkaufszentrum Webergasse: 73, **77 (Abb. 15)**

Ernst-Thälmann-Straße (umbenannt): siehe Wilsdruffer Straße

Frauenkirche: 78

Geschäfts- und Bürohaus, Ecke Wilsdruffer Straße/Ringstraße: **69 (Abb. 5)**, 71

Gewandhaus: **70 (Abb. 9)**, 71

Gewandhausstraße: 67, **70 (Abb. 9)**

Großgaststätte Wallterrasse: 73

Hauptbahnhof: 76  
 Hauptstraße: 78  
 Interhotel „Bastei“: 125 (Fn. 18)  
 Interhotel „Königstein“: 125 (Fn. 18)  
 Interhotel „Lilienstein“: 125 (Fn. 18)  
 Interhotel „Newa“: 125 (Fn. 18)  
 Kinderkaufhaus: 73, **77 (Abb. 15)**  
 Kreuzstraße: 67  
 Kulturpalast: 32, 73  
 Neumarkt: 78  
 Neustadt: 78  
 Pirnaischer Platz: 65  
 Postplatz: 65  
 Prager Straße: **68 (Abb. 2), 72 (Abb. 10), 73–76 (Abb. 12–14)**, 78, 125 (Fn. 18)  
 Pustebumenbrunnen: **75 (Abb. 12)**, 78  
 Rathausplatz: 71  
 Schloss: 64 f.  
 Semperoper: 64 f.  
 Stadtzentrum: **66 (Abb. 1, 2), 69 (Abb. 7)**, 71, 73, 78  
 Straße der Befreiung: siehe Hauptstraße  
 Wallstraße: 73  
 Weiße Gasse: 67  
 Wilsdruffer Straße: 65, 67, **69–70 (Abb. 6–8)**, 71  
 Wohngebäude, Ringstraße: 71  
 Zwinger: 64

#### Düsseldorf

Galerie Schmela: 55, **58 (Abb. 9)**  
 Kunsthalle: 55  
 Rank-Xerox-Verwaltungsgebäude, Am Seestern: 29, **30 (Abb. 3)**  
 Studienhaus: 32

#### Frankfurt/Main

Bürgerhaus: **10 (Abb. 8)**, 13  
 Reformiertes Gemeindezentrum in der Nordweststadt: 32  
 Siedlung Frankfurt-Praunheim: 126 (Fn. 3)  
 Versandhaus Neckermann: 127 (Fn. 21)

#### Halle

Neustadt: 8

#### Hamburg

Alsterzentrum: 10  
 City Nord: 41, **42 (Abb. 7, 8)**, 45–48 (**Abb. 10–14**)  
 Deichtorhallen: 45  
 EDEKA Verwaltungsbau, City Nord: 128 (Fn. 23)  
 Geomatikum: 127 (Fn. 20)  
 HEW-Gebäude (Verwaltungsgebäude der Hamburgischen Electricitäts-Werke): 41–48 (**Abb. 7, 8, 10–12**)  
 IBM-Gebäude (Schulungs- und Rechenzentrum): 45–48 (**Abb. 13, 14**)  
 St. Georg: 10  
 Steilshoop: 9  
 Universitätsklinikum Eppendorf: 128 (Fn. 25)  
 Verfügungsgebäude II, Universität Hamburg, Grindelallee 117: **86 (Abb. 8)**, 87, 128 (Fn. 25)  
 Vierscheiben-Hochhaus: Siehe HEW-Gebäude

#### Hamm-Uentrop

Seilnetz-Kühlturm des Thorium-Hochtemperaturreaktors: 28f., **30 (Abb. 2)**, 33, 121 (Fn. 10)

#### Hannover

Historisches Museum: 11

#### Heidelberg

Emmertgrund: 6, 111

#### Herrsching am Ammersee

Villa Ackermann: 128 (Fn. 1)

#### Hoyerswerda

Wohnkomplex Neu-Hoyerswerda: 8, 67

#### Ingolstadt

Theater: 11

#### Jülich

Kernforschungszentrum: 127 (Fn. 20)

#### Kaiserbach-Mönchhof

Schullandheim: **9 (Abb. 5)**, 13

#### Karl-Marx-Stadt

Rosenhof: 73  
 Straße der Nationen: 76

#### Karlsruhe

Siedlung Im Eichbäumle: 29, **30 (Abb. 1)**, 35  
 Wohngebiet Baumgarten: **6 (Abb. 1)**, 13

#### Kernen-Stetten

Hardtstraße 39–45: **8 (Abb. 4)**, 13

#### Kopenhagen

Produktionsgebäude NOVO Industri A/S, Hille-rodgade 42: 36, **38 (Abb. 1)**

#### Le Havre (Frankreich): 125 (Fn. 10)

#### Leipzig

Rosspatz-Ensemble: 65

#### Magdeburg

Wilhelm-Pieck-Allee: 65

#### Mailand

Torre Velasca: 11

#### Mainz

Ehemalige Betriebsgebäude der „Novo chemischen Industrie“, Kantstraße 2: 35 f., **37 (Abb. 2, 3)**  
 Rathaus, Jockel-Fuchs-Platz: **38 (Abb. 4)**, 40 f., **42 (Abb. 5, 6), 44 (Abb. 9)**

#### Marburg

Universitätsbauten Lahnberge: **83 (Abb. 3, 4)**, 84 f.

#### Montreal (Kanada)

Deutscher Pavillon, Weltausstellung 1965–67: **11 (Abb. 10)**, 13

#### München

Entlastungsstadt Neuperlach: 9, 107–113 (**Abb. 1–7**), 115  
 Haselbergl: 8  
 Olympiastadion: 32  
 Olympisches Dorf: 128 (Fn. 23)  
 „Spielstraße“, Neuperlach: 111, **112 (Abb. 5)**, 115  
 Wohnanlage Cosima-Park: 128 (Fn. 23)  
 „Wohnring“, Neuperlach: **109 (Abb. 4)**

#### Neviges:

Siehe Velbert-Neviges

#### Paris

Centre Pompidou: 50  
 Ivry: 125 (Fn. 10)  
 Orly: 125 (Fn. 10)  
 Saint-Denis: 125 (Fn. 10)

#### Rostock

Lange Straße: 65

#### Rotterdam

Lijnbaan: **74 (Abb. 11)**, 78

#### Stuttgart

Fabrikerweiterung Firma Louis Leitz: **10 (Abb. 7)**, 13

#### Takamatsu (Japan)

Präfektur Kawaga: **83 (Abb. 5)**, 85

#### Velbert-Neviges

Wallfahrtszentrum St. Maria Königin des Friedens: 54 f., **56 (Abb. 5)**

#### Washington D.C. (USA)

Kanzleigebäude der Botschaft der BRD: 127 (Fn. 21)

#### Weil am Rhein

Vitra Design Museum: 37

#### Weissenburg/Bayern

Heilig-Kreuz-Kirche: 54

#### Wettingen (Schweiz)

Montagehalle: 81–84 (**Abb. 1, 2**)

#### Wien

Sezessionsgebäude: 14

#### Wuppertal

Haus Pescher: 61  
 Schwebebahn: 33



**Personenverzeichnis**

- Aalto, Alvar **7 (Abb. 2)**, 11, 13  
 Ackermann, Kurt 128 (Fn. 1)  
 Adorno, Theodor W. 29  
 Albers, Gerd 114  
 Alberti, Leon Battista 26, 120 (Fn. 27)  
 Archigram-Gruppe 10  
 Arlt, Manfred 71  
 Bakema, Jacob B. 78  
 Bandel, Hans 93  
 Bandmann, Günter 33  
 Barth, Ernst 128 (Fn. 23)  
 Bassewitz, Horst von **86 (Abb. 8)**, 87  
 Baubehörde Hamburg 127 (Fn. 20)  
 Baumgarten, Paul 32  
 Behnisch, Günter 32, 50  
 Belz, Walter **8 (Abb. 4)**, **9 (Abb. 5)**, 13  
 Bense, Max 6  
 Bergner, Klaus 93  
 Betz, Walter 128 (Fn. 1)  
 Betz, Bea 128 (Fn. 1)  
 Bock, Günter **10 (Abb. 8)**, 13  
 Bogatzky, Hans-Erich **25 (Abb. 12)**  
 Böhm, Gottfried 10, **11 (Abb. 9)**, **54–56 (Abb. 5)**  
 Borchers, Günther 33  
 Borger, Hugo 33  
 Branca, Alexander von 51, 54, **56 f. (Abb. 3, 6)**  
 Brand, Gerd 129 (Fn. 4)  
 Breuer, Marcel 100  
 Bund Deutscher Architekten (BDA) 106, 111, 125 (Fn. 10)  
 CIAM 11  
 „Club of Rome“ 13  
 Collein, Edmund 125 (Fn. 12)  
 Conert, Herbert 64  
 Conrads, Ulrich 101  
 Curtis & Davis Architects 89  
 Dahmen, E. 128 (Fn. 23)  
 De Stijl 93  
 Dettmar, Gerd 73  
 Deutscher Städtetag 7, 106  
 Deutscher Werkbund 6, 27  
 Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz 22  
 Dissing, Hans **46 (Abb. 14)**, 48  
 Dissing & Weitling Siehe Dissing, Hans; Weitling, Otto  
 Döring, Wolfgang 61  
 Doernach, Rudolf 8  
 Dolff-Bonekämper, Gabi 22, 122 (Fn. 15)  
 Dresdner Kunstakademie 64  
 Dresdner Stadtbauamt 71  
 Düttmann, Werner 9, 89, 97, **99 (Abb. 10)**, **102 (Abb. 11)**  
 Eibl-Eiblsfeld, Irenäus 6  
 Eiermann, Egon 17, 23, 85  
 Erhard, Ludwig 59  
 Fehling & Gogel Siehe Fehling, Hermann; Gogel, Daniel  
 Fehling, Hermann 88, **90 (Abb. 1)**, 92  
 Fischer, Carl Friedrich **86 (Abb. 8)**, 87  
 Förderer, Walter M. 10  
 Fourastié, Jean 9  
 Friedman, Yona 8  
 Fritsche, Gerhard **24 (Abb. 9)**  
 Frommel, Christoph Luitpold 33  
 Funke, Hermann 106  
 Gans, Herbert 6  
 Gogel, Daniel 88, **90 (Abb. 1)**, 92  
 Gottlob und Klement Siehe Gottlob, Richard; Klement, Horst  
 Gottlob, Richard **31 (Abb. 5)**  
 Graffunder, Heinz **25 (Abb. 10)**  
 Gropius, Walter 89, 93, 126 (Fn. 3)  
 Groupe d'Etudes d'Architecture Mobile (GEAM) 8  
 Grunsky, Eberhard 29, 121 (Fn. 10)  
 Guder, Gerhard 71  
 Günshel, Günter 8  
 Günter, Roland 29  
 Gutbrod, Rolf **11 (Abb. 10)**, 13, 15, **19 (Abb. 3)**  
 Habermas, Jürgen 14  
 Habraken, Nicolas John 8  
 Härter, Joachim 128 (Fn. 23)  
 Hafemann, Günter **9 (Abb. 6)**, 13  
 Hämer, Hardt-Waltherr 11  
 Hänsch, Dettmar und Wunderwald Siehe Hänsch, Wolfgang; Gerd; Dettmar, Wunderwald, Werner  
 Hänsch, Wolfgang 32, 71, 73  
 Hajós, Géza 29, 121 (Fn. 10)  
 Hallensleben, Horst 33  
 Hanke-Förster, Ursula **91 (Abb. 4)**, 93  
 Hanus, Karl 128 (Fn. 1)  
 Hartmann, Egon **68 (Abb. 4)**  
 Hartung, Ulrich 128 (Fn. 25)  
 Haspel, Jörg 122 (Fn. 15)  
 Haupt, Dorothea **30 (Abb. 1)**  
 Haupt, Peter **30 (Abb. 1)**  
 Haussherr, Reiner 33  
 Heil, Karolus 114  
 Heinle, Wischer & Partner 128 (Fn. 23)  
 Heinrichs, Georg **10 (Abb. 7)**, 13, 89, 93 f., **94, 98 (Abb. 5, 6, 8, 9)**, 100  
 Henselmann, Hermann **21 (Abb. 6)**  
 Hentrich, Petschnigg & Partner 29, **30 (Abb. 3)**, 32  
 Hermkes, Bernhard Umschlagbild, 88  
 Hermsdorf, Gerhard 71  
 Heuter, Christoph 128 (Fn. 1)  
 Heym, Stefan 6  
 Hilberseimer, Ludwig 96  
 Hildisch, Johannes 129 (Fn. 4)  
 Hilpert, Thilo 124 (Anmerkung Überschrift)  
 Himen, Helga 128 (Fn. 1)  
 Hirsch, Wolfgang **6 (Abb. 1)**, 13  
 Hitler, Adolf 17  
 Hochschule für Architektur und Bauwesen (HAB) Weimar 71  
 Hochschule für Bildende und Angewandte Kunst (HBK) Berlin (Weißensee) 71  
 Hönow, Günter 97, 100, **102 f. (Abb. 12–14)**, 128 (Fn. 23)  
 Hoff, Alexander 92  
 Hoinkis, Rudolf **6 (Abb. 1)**, 13  
 Hopp, Hanns 64 f., **66 (Abb. 2)**  
 HPP Siehe Hentrich, Petschnigg & Partner  
 Jacobs, Jane 6  
 Jacobson, Arne 33, **36–48 (Abb. 1–9)**  
 Jacobson und Weitling (Büro) Siehe Jacobson, Arne; Weitling, Otto  
 Jung, Ernst **30 (Abb. 1)**  
 Kammerer, Hans **8 (Abb. 4)**, **9 (Abb. 5)**, 13  
 Karsch, Walter 93  
 Kier, Hiltrud 28, 32, 129 (Fn. 1)  
 Klement, Horst **31 (Abb. 5)**, 32  
 Klotz, Heinrich 16, 51  
 Köpke, Hans Siehe Haus Köpke  
 Körner, Burkhard 128 (Fn. 1)  
 Kollektiv Herbert Schneider Siehe Schneider, Herbert  
 Kollektiv Johannes Rascher Siehe Rascher, Johannes  
 Koncz, Tihamér 81, **82 (Abb. 1, 2)**, 127 (Fn. 11, 13, 16), 128 (Fn. 28)  
 Konrad, Hans 76  
 Koolhaas, Rem 12  
 Korn, Roland **25 (Abb. 12)**  
 Lambart und Partner **86 (Abb. 6, 7)**  
 Lanz, Martin **6 (Abb. 1)**, 13  
 Le Corbusier 8, 10, 64  
 Lee, Chen Kuen 100  
 Lehmbruck, Josef 32  
 Leonhardt & Andrä (Büro) Siehe Mayr, Günter; Schlaich, Jörg  
 Löschau, Herbert 71, 73  
 Luckhardt, Hans 89  
 Luckhardt, Wassili 84, 89  
 Lützeler, Heinrich 33  
 Lurcat, André 125 (Fn. 10)  
 LWL-Amt für Denkmalpflege 122 (Fn. 18), 128 (Fn. 1)  
 Lynch, Kevin 6

- Maron, Monika 6  
Mattern, Hermann Siehe Haus Mattern  
May, Ernst 126 (Fn. 3)  
Mayer-Kuckuk, Theo 61  
Mayr, Günter 28, **30 (Abb. 2)**, 121 (Fn. 3)  
Meid, Max **53 (Abb. 2)**  
Mendelsohn, Erich 89  
Menne, Walter Siehe Haus Menne  
Mersiowsky, Heinz 71  
Mertes, Rainer 128 (Fn. 29)  
Metabolisten 10  
Meyer, Adolf 93  
Michaut, Albert 125 (Fn. 10)  
Mies van der Rohe, Ludwig 12, 26, **27 (Abb. 11)**, 62  
Mitscherlich, Alexander 6, 32, 111  
Mocken, Franz 89, **90 (Abb. 2)**  
Moore, Henry 62  
Müller, Gustav **21 (Abb. 7)**, 23, 26, 89, **90 (Abb. 3)**  
Müller, Hans Christian **10 (Abb. 7)**, 13, 96  
Müller-Hofstede, Justus 33  
Müller-Rehm, Klaus 92  
Müther, Ulrich **15 (Abb. 1)**, 32  
Muthesius, Hermann 92  
Neue Heimat Bayern 110  
Neutra, Richard 59, 61, 92  
Niedner, Günter **83 (Abb. 3)**, 84  
Oesterlen, Dieter 11  
Otto, Frei **11 (Abb. 10)**, 12 f., 32  
Pehnt, Wolfgang 16  
Perret, Auguste 125 (Fn. 10)  
Petsch, Joachim 33  
Pfankuch, Peter 100  
Pfau, Bernhard 32  
Platte, Rudolf Siehe Haus Rudolf Platte  
Polak, André **58 (Abb. 8)**, 59  
Polak, Jean **58 (Abb. 8)**, 59  
Rainer, Roland **9 (Abb. 6)**, 13  
Rascher, Johannes 67  
Rave, Jan 93, **95 (Abb. 7)**  
Rave, Rolf 93, **95 (Abb. 7)**  
Reimann, Brigitte 6  
Riegl, Alois 121 (Fn. 10)  
Rittel, Horst 6  
Röthig, Kurt 76  
Rossi, Aldo 11  
Ruegenberg, Sergius 100  
Ruhnau, Werner 8  
Rümmler, Rainer Gerhard 15, **18 (Abb. 2)**  
Ruf, Sep 59, 85, 89  
Salin, Edgar 7, 106  
Salzenbrot (Familie) Siehe Haus Salzenbrot  
Säume, Max **9 (Abb. 6)**, 13  
Scharoun, Hans 12, 26, **27 (Abb. 11)**, 88, 100 f.  
„Scharoun-Schule“ 92, 96, 100 f., Siehe auch:  
Schudnagies, Heinz; Pfankuch, Peter; Lee, Chen Kuen; Ruegenberg, Sergius  
Schinkel, Karl Friedrich 17, 84  
Schlaich, Jörg 28, **30 (Abb. 2)**, 121 (Fn. 3)  
Schmela, Alfred 55  
Schmidt, Hans 78  
Schmidt, Helmut 62  
Schneider, Herbert 65, 67  
Schneider, Kurt 40, **83 (Abb. 3)**, 84 f.  
Schneider-Wessling, Erich **58 (Abb. 7)**, 59  
Schölzel, Dieter 124 (Anmerkung Überschrift)  
Schoszberger, Hans **24 (Abb. 8, 9)**, 26  
Schudnagies, Heinz 88, 100 f., 129 (Fn. 4)  
Schürmann, Joachim 89  
Schulze, Jörg 61  
Schulze-Fielitz, Eckhard 8  
Schütz, Paul **6 (Abb. 1)**, 13  
Schwagenscheidt, Walter 32, 122 (Fn. 20)  
Schwebes, Paul **20 (Abb. 4)**, **24 (Abb. 8, 9)**, 26  
Siedler, Wolf Jobst 96  
Sittmann, Tassilo 32, 122 (Fn. 20)  
Sniegon, Peter 76  
Sobotka & Müller Siehe Müller, Gustav; Sobotka, Franz Heinrich  
Sobotka, Franz Heinrich **21 (Abb. 7)**, 23, 89, **90 (Abb. 3)**, 92  
Speer, Albert 17  
Spieker, Helmut **83 (Abb. 3)**, 84  
Spohn, Thomas 123 (Fn. 25)  
Stahl, Dieter **6 (Abb. 1)**, 13  
Stam, Mart 64, 65, **66 (Abb. 1)**  
Staroste, Hubert 129 (Fn. 2)  
Steigenberger, Thomas 120 (Fn. 26)  
Stimmann, Hans 23, 118 (Fn. 5)  
Strieder, Peter 23, 120 (Fn. 25)  
Stubbins, Hugh 89  
Stübben, Joseph 8  
Tange, Kenzo **83 (Abb. 5)**, 85  
Team BBPR 11  
Team X 11  
Thiele, Paul 128 (Fn. 25)  
Trauzettel, Helmut 71  
Trier, Eduard 33  
Troschke, Helmut von 119 (Fn. 14)  
Ungers, Oswald Mathias 13, 94  
Van den Broek, Johannes Hendrik 78  
Van Dorp, Ernst **31 (Abb. 4)**, 55, **56 (Abb. 4)**, 122 (Fn. 24)  
Van Eyck, Aldo 55, **58 (Abb. 9)**, 59  
Vasarely, Victor 62  
Vitruv 22  
Vogel, Hans Jochen 106  
Wagner, Martin 126 (Fn. 3)  
Waterkeyn, André 59  
Weber, Brandt & Partner 50, **52 (Abb. 1)**  
Weitling, Otto 36, **38 (Abb. 1)**, 40 f., **42 (Abb. 8)**, **46 (Abb. 14)**, 48  
Wendland, Ulrike 128 (Fn. 1)  
Weström, Hilde **91 (Abb. 4)**, 93  
Wolske und Erler 128 (Fn. 23)  
Wunderwald, Werner 73  
Zimmermann, Heinz 73

### Abbildungsnachweis

- Andrä/Klinker/Lehmann: *Fußgängerbereiche in Stadtzentren*. Berlin 1981: S. 72  
Ansichtskarte aus den 1960er Jahren: S. 74 u.  
Architekturmuseum der TU Berlin: S. 20 o.  
Archiv Georg Heinrichs, Fotograf Wolf Lücking: S. 98 o., 98 u.  
Archiv Georg Heinrichs: S. 94 u.  
Archiv Martina Düttmann: S. 102 o.  
Archiv Rolf Rave: S. 95  
*Bauwelt* 64 (1973), H. 28: S. 109 o.  
*Berlin und seine Bauten* IV C. Berlin 1975, S. 280: S. 102 u.  
Borkenau, Felix; Hamburg: S. 43, 47  
*Das Mainzer Rathaus*, 1974: S. 39, 42 o., 44  
*Deutsche Architektur* 10 (1961): S. 74 o.  
Englert, Alfred; Berlin: Umschlag vorne, S. 18, 19, 20 u., 21 u., 24 o., 24 u., 27  
Heuter, Christoph; Wuppertal: S. 31 o.  
HEW, Hamburg: S. 46 o.  
Hillmann, Roman; Berlin: S. 83 o., 86 u. r.



- Jones, Cranston: *Architecture today and tomorrow*. New York u.a. 1961: S. 83 u. r.
- Koncz, Tihamér: *Handbuch der Fertigteilbauweise*. Wiesbaden, Berlin.  
 - Band 2, 1967: S. 82 o.  
 - Band 1, 1973: S. 82 u.  
 - Band 3, 1974: S. 83 u. l., 86 o., 86 u. l.
- Krämer, Steffen; München: S. 109 u., 112 o., 112 u., 113
- Krauß, Alexander; Berlin: S. 42 u., 46 M., 46 u. l., 46 u. r.
- Kultermann, Udo: *Sobotka & Müller. Bauten und Projekte*. Tübingen 1967, S. 196: S. 91 o.
- Lerm, Matthias: *Abschied vom alten Dresden*. Rostock 2000: S. 66 o., 68 u.
- LVR – Rheinisches Amt für Denkmalpflege, Pulheim-Brauweiler: S. 52, 53/Umschlag hinten, 56 u. (Gregori); S. 56 o. l., 56 o. r., 57, 58 o., 58 u. r., 58 u. l., 63 (Schyma); S. 60 (Reproduktion aus: Walter Meyer-Bohe: *Apartments*. Stuttgart 1970, S. 96); S. 30 u. (Silvia-Margit Wolf, Dez. 2006); S. 34 (Titelfoto Gregor Kierblewsky).
- LWL–Amt für Denkmalpflege in Westfalen: S. 30 o. r. (Erich Lubahn, Sept. 1991); S. 31 u. (Hedwig Nieland, März 2007).
- Murza, Gerhard; Berlin: S. 25 o.
- Nessel, Kathrin; Mainz: S. 38 M., 42 M.
- Nuss, Jochen; Berlin: S. 90 u., 103 o.
- Pehnt, Wolfgang: *Neue deutsche Architektur 1960–1970*. Stuttgart 1970: S. 6-11
- Regierungspräsidium Karlsruhe, Denkmalpflege; B. Hausner, um 2004: S. 30 o. r.
- SAK Dresden (Hg.): *Architektur und Städtebau der Nachkriegsmoderne in Dresden*. Dresden o. J (2004): S. 66 u.
- Schurian, Bernhard; Berlin: S. 21 o., 25 u.
- Steigenberger, Thomas; Berlin: S. 90 o., 91 u., 94 o., 99, 105
- Topfstedt, Thomas; Leipzig: S. 68 o., 69 o. l., 69 o. r., 70 o., 70 u., 75 u., 77
- Topfstedt, Thomas: *Städtebau in der DDR*. Leipzig 1988: S. 69 u.
- Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hg.): *Versuchs- und Vergleichsbauten und Demonstrativmaßnahmen*. Bonn-Bad Godesberg 1977: S. 108 o., 108 u.
- Werbebrochure der Stadt Mainz, 1972: S. 38 u.
- Zöllner, Rolf; Berlin: S. 15

**Referate der Sektion „Die Bauten der 1960er Jahre – schon veraltet, aber noch nicht historisch?“ auf dem XXVIII. Deutschen Kunsthistorikertag in Bonn 2005, ergänzt um Beiträge der Teilnehmer Wolfgang Pehnt und Thomas Topfstedt.**

**Herausgegeben von Adrian von Buttlar und Christoph Heuter in der Reihe „Forschungen zur Nachkriegsmoderne“ für das Schinkel-Zentrum für Architektur, Stadtforschung und Denkmalpflege der Technischen Universität Berlin, in Kooperation mit dem Verband Deutscher Kunsthistoriker e.V.**

### Danksagung

#### Gedruckt mit freundlicher Unterstützung durch:

Herrn Alexander Esser, Warstein | InformationsZentrum Beton GmbH, Erkrath | Stiftung van Meeteren, Düsseldorf | Verband Deutscher Kunsthistoriker e.V., Bonn | Wüstenrot Stiftung, Ludwigsburg



© 2007 by jovis Verlag GmbH

Das Copyright für die Texte liegt bei den Autoren.

Das Copyright für die Abbildungen liegt bei den Fotografen/Inhabern der Bildrechte.

Alle Rechte vorbehalten.

Gestaltung und Satz: Susanne Rösler

Titel: Berlin, Architekturgebäude der Technischen Universität (Bernhard Hermkes 1963–1967), seit 1992 geschütztes Baudenkmal. (Foto Alfred Englert).

Rückseite: Bonn, Konrad Adenauer Haus (Max Meid 1972). Foto vom Abriss Dez. 2003. (Foto: LVR – Rhein. Amt für Denkmalpflege, Jürgen Gregori).

Lithografie: LVD, Berlin

Druck und Bindung: GCC Grafisches Centrum Cuno, Calbe

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

jovis Verlag  
 Kurfürstenstraße 15/16  
 10785 Berlin

[www.jovis.de](http://www.jovis.de)

ISBN 978-3-939633-40-2

